

Inhalt

Durch Glauben und aus Gnade Andacht am Symposium, 8. Juli 2012

Günther Gaßmann..... 5

Die neue Studienleiterfamilie

Fabian Kliesch..... 7

Heidelberg und die Ökumene im Zeitalter der Romantik

Roger Paulin..... 8

Hans Georg Gadamer und die Kunst des Verstehens und Verständigens

Béatrice Lienemann..... 14

Helle Heidelberger Köpfe

Das Dreigestirn Bunsen, Kirchhoff und Wolf

Gerhard Ackermann..... 25

Der Brückenbauer – Chaim Noll

Stefan Seidel..... 37

Der Blick der Ikone

Stefan Seidel..... 39

Hausabende 2012/13..... 41

Kurzkommentare zu Hausabenden..... 42

Studienfahrt SoSe 2012 nach Wien

Christoph Hammann..... 58

Aktivitäten im Heim (Photos)..... 64

Eröffnungswochenende WiSe 2012/13

Katharina Simunovic..... 66



Eröffnungswochenende Winter Semester 2012/13

Vorwort

Lieber Freundeskreis!

In diesem Jahr bin ich als stellvertretende Vorsitzende unseres Collegiums an der Reihe, alle Leserinnen und Leser unserer diesjährigen Oecumenica herzlich zu grüßen!

Wieder können wir auf einen bunten Blumenstrauß gemeinsamer Erlebnisse unseres ökumenischen Kreises blicken: Das Sommerfest mit anschließendem Symposion war der Höhepunkt dieses Jahres! Die „Hellen Heidelberger Köpfe“ bekamen durch ihre ReferentInnen, Prof. Roger Paulin, Dr. Beatrice Lienemann, Prof. Gerhard Ackermann ein persönliches Gesicht. Die interdisziplinäre Geschichte Heidelbergs wurde durch sie lebendig und greifbar. Die drei Vorträge sind in diesem Band der Oecumenica nachzulesen. Nicht minder engagiert und interdisziplinär versiert waren die Fragen und Diskussionsrunden, die sich an jeden der drei Vorträge anschlossen! Fabian Kliesch und ich durften die Runden moderieren und die Vorträge durch Gedichte der Heidelbergerin Hilde Domin einrahmen. Der gesellige gemeinsame Mittagstisch im Hof des Oecumenicums, ein nächtlicher Besuch der Sternwarte und die Andacht von Prof. Gaßmann am Sonntagmorgen rundeten die erlebte Gemeinschaft ab. Prof. Gaßmanns Andacht eröffnet diesen Band.

Besonders freut es mich, den Vorsitzenden unseres Freundeskreises, Fabian Kliesch, nun als Studienleiter des Wohnheims mit seiner Familie willkommen zu heißen! Seit dem Sommer wohnt er mit seiner Familie in der Dienstwohnung des Wohnheims. Am 11. November diesen Jahres wurde er in einem Gottesdienst der Universitätskirche in sein Amt als Studienleiter durch Prof. Helmut Schwier, dem Universitätsprediger, eingegesegnet. Fabian Kliesch predigte über Hiob 14,1-6. Ephora, Prof. Friederike Nüssel, einige Bewohnerinnen und Bewohner des Wohnheims, sowie der Vorstand unseres Freundeskreises waren am Gottesdienst beteiligt und wünschten unserem Studienleiter mit Bibelworten und Gebeten Gottes Geleit auf seinem Weg. Eindrücke dieses Ereignisses finden sich hinten in diesem Band. Fabian Kliesch löst Marina von Ameln ab, die ihre Arbeit in der anderen Hälfte des Hauses als persönliche Referentin von Prof. Nüssel weiterführt, so dass wir uns von ihr glücklicherweise nicht verabschieden müssen.

Neu unter unseren Autoren ist in diesem Band Stefan Seidel, Redakteur einer sächsischen evangelischen Wochenzeitung *Der Sonntag*. Er erzählt uns von dem deutsch-israelischen Schriftsteller Chaim Noll und der Ikonenmalerei einer Dresdner Ordensschwester. Die Berichte der Bewohner und Bewohnerinnen des Wohnheims über die Hausabende, die Studienfahrt nach Wien und das Eröffnungswochenende nehmen uns in die akademischen und gemeinschaftlichen Erlebnisse des Ökumenischen Wohnheims des vergangenen Jahres hinein.

Der Redaktion, allen voran Bernd Günther, und den Autorinnen und Autoren dieses Bandes sei zuletzt großer Dank ausgesprochen! Ihnen haben wir die Gestalt dieses gelungen Heftes zu verdanken! Ihnen und allen Freunden des Oecumenicums wünsche ich eine lichte Advents- und Weihnachtszeit und ein gesegnetes, friedensreiches Neues Jahr!

Dr. Heidrun Mader

Stellvertretende Vorsitzende des Freundeskreises

Heidelberg, im November 2012

Durch Glauben und aus Gnade

Andacht am Symposium, 8. Juli 2012

Günther Gaßmann

Liebe Bewohner, Ehemalige und Freunde des Ökumenischen Wohnheims,

Gern feiere ich mit Ihnen diese Andacht und tue dies voller Erinnerungen an die über eintausend Mal, die ich während meiner Zeit als Studienleiter mit meiner Frau hier gesessen habe, wenn auch in etwas anderer Sitzkonstellation. Ich stehe hier in Dankbarkeit, dass es eine bleibende Verbindung zu diesem Haus über 50 Jahre hinweg gegeben hat – Erinnerung, Kontinuität, Dankbarkeit sind also dabei.

Der Wochenspruch für die mit dem 8. Juli 2012 beginnende Woche ist dem Brief an die christliche Gemeinde in Ephesus, und vielleicht auch an andere Gemeinden, entnommen. Dort heißt es im 2. Kapitel (Vers 8) des Epheserbriefes: „Aus Gnade seid ihr selig geworden durch Glauben, und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es.“

In diesem kurzen Satz sind fünf Schlüsselbegriffe des christlichen Glaubens vereint: aus Gnade, selig geworden, durch Glauben, nicht aus euch, Gottes Gabe. Kein Wunder, dass aus dieser kompakten Konzentration zentraler christlicher Glaubensinhalte auch die Grundformel eines evangelischen/christlichen Glaubensverständnisses entnommen wurde: Menschen werden von Gott gerechtfertigt, das heißt von Gott angenommen, von Gott von ihren Lasten und Verfehlungen befreit, und zwar **aus Gnade**, umsonst, und das alles **durch den Glauben**, unser JA.

Die Worte und Formulierungen unseres Satzes sind daher auch wörtlich in die wichtige lutherische-katholische *Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre* von 1999 übernommen worden: Menschen werden gerechtfertigt – von Gott angenommen und begnadigt – „durch Glauben und aus Gnade“, *by faith and through grace* (4.3).

„Aus Gnade seid ihr selig geworden“ heißt es in Martin Luthers Übersetzung. Doch was ist mit dem schwierigen Wort „selig“ gemeint? Da hilft der griechische Urtext, in dem der Begriff „sôzô“ für „selig geworden“ steht. „Sozo“ besitzt ein reiches Bedeutungsspektrum im Sinne von „retten, befreien, lösen, bewahren, losmachen, heilen, wiederherstellen“, und mehr. Entsprechend heißt es in der englischen Übersetzung unseres Satzes *„By grace you have been saved through faith ...“* Diese großartige Zusage, dass wir gerettet, befreit, geheilt, aus Fesseln gelöst worden sind, ist kein Ergebnis unserer eigenen Anstrengungen und unseres Ringens. Nein, ausdrücklich heißt es, und damit schließt der Satz: „und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es.“ Ein unverdientes Geschenk.

Die befreiende, lösende Dynamik unseres Satzes zielt also auf ein Handeln, das wir nicht selbst vollbringen, sondern das uns von außen anrührt, bewegt und verändert:

Andacht: Durch Glauben und aus Gnade

aus Gnade, ohne Bedingungen und Vorleistungen sind wir selig, frei, entlastet geworden durch Gottes Gnade und Gabe. Doch in diesem Geschehen sind wir nicht unbeteiligt, passiv, denn „durch Glauben“ – „by faith“ oder „through faith“, wie es in den englischen Texten heißt – sind wir selig, befreit. Das heißt: durch unsere Bejahung der Gabe, durch unser JA zu Gottes Handeln an und für uns, sind wir beteiligt. (Mit meinen amerikanischen Studenten haben wir in diesem Zusammenhang gern den anschaulichen Begriff „to grasp“ – etwas erfassen, etwas ergreifen – benutzt.) Wir müssen Gottes Gabe ergreifen, aktiv annehmen.

Wenn wir diese Wort- und Begriffsbausteine wieder zusammensetzen zu „Aus Gnade seid ihr selig geworden durch Glauben, und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es“ (*„For by grace you have been saved through faith, and this is not your own doing: it is the gift of God“*), wenn wir also den Satz wieder als ein Ganzes betrachten, dann spricht aus seinen Worten ein ungemein befreiender, entlastender, tröstlicher Zuspruch: Befreiend, entlastend, tröstlich, weil diese an uns gerichteten Worte himmelweit entfernt sind vom Stress, dem alltäglichen Ringen und Mühen, den Unsicherheiten und Ungewißheiten, die so häufig unser Leben in dieser Zeit prägen und belasten – ganz gleich, ob am Abend unseres Lebens, in dessen Mitte, oder in den ersten Jahrzehnten unserer Lebens.

Wenn uns im Kontrast dazu in den Worten aus dem Epheserbrief eine befreiende, entlastende Zusage verkündet wird, dann bedeutet dies nicht Ankündigung einer einfachen, glatten Lösung: Aus Dunkel wird Helligkeit, aus Ungewissheit wird Sicherheit, Belastungen werden von fröhlicher Wellness weggefegt. Nein, diese Zusage aus dem Epheserbrief stellt uns vielmehr ein Vorzeichen für unser ganzes Leben vor Augen – ein Vorzeichen, das real wird als eine grundlegende Orientierung, die uns Aspekte und Elemente unseres Lebens neu sehen und dabei erkennen lässt: Wir müssen es nicht allein schaffen, wir sind nicht alleingelassen in der Bewältigung unsres Lebens und brauchen uns dabei von Enttäuschungen und Ungewissheiten nicht niederdrücken lassen. Uns wird Kraft und Zuversicht zum Leben geschenkt.

Für mich ist es unendlich hilfreich und ermutigend, dass die Zusage im Epheserbrief, dass wir selig geworden sind, also gerettet, befreit, geheilt, aus Fesseln gelöst worden sind, uns eine Gelassenheit schenken will, die uns in den abnehmenden Kräften des Alters wie in den offenen Fragen junger studentischer Existenz nicht resignieren lässt. Im Gegenteil, sie lässt uns auf Gottes Gabe neuer Gedanken und Pläne und hoffentlich auch neuer Kräfte vertrauen. So kann Leben gelingen. Aus der Zusage der Gabe Gottes für unser Leben können wir keine Rezepte, fertigen Antworten oder billigen Trost herleiten, aber Hilfe und Zutrauen zu einem Leben, das sich nicht selbst überlassen bleibt. Zu einem Leben, das begleitet und gestärkt wird von Gottes tröstendem Geist, das entlastet wird durch Gottes befreiende Zuwendung. In stillen Augenblicken, in den Andachten in dieser Kapelle, im Gottesdienst, im Gebet und im geistlichen Nachdenken können wir immer wieder spüren, was es bedeutet, „selig“ zu sein, befreit, entlastet, getröstet und gestärkt zu sein. So möge es sein. Amen.

Jetzt hört man wieder Kinderstimmen im ÖK: Die neue Studienleiterfamilie

Fabian Kliesch

Nach Diederik Noordveld und der Interimszeit von Marina von Ameln hat Fabian Kliesch im März 2012 in Teilung mit Marina und seit August 2012 komplett die Studienleitung des Ökumenischen Wohnheims für Studierende übernommen. Marina von Ameln ist beruflich ins Ökumenische Institut gewechselt und derzeit persönliche Referentin von Frau Prof. Nüssel. Fabian Kliesch ist im Sommer mit seiner vierköpfigen Familie in die Studienleiterwohnung eingezogen. Im Sommer wurde ein Sandkasten genau an der Stelle errichtet, wo vor ca. 50 Jahren die Kinder der Studienleiterfamilie Gaßmann im Sand spielten. Den Garten haben die Kinder als ihr Paradies entdeckt und beim ersten Schneefall ihren ersten ÖK-Schneemann gebaut. (Photos S.72) Familie Kliesch fühlt sich im Wohnheim sehr wohl und freut sich auf viele Begegnungen mit alten und neuen Bewohnern.



Heidelberg und die Ökumene im Zeitalter der Romantik*

Roger Paulin

Günstigen Zeitumständen ist es zu verdanken, dass die Universität Heidelberg um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert neu aufblühte:

- die Reorganisation der seit 1386 bestehenden Universität unter Markgraf (später Großherzog) Karl Friedrich von Baden, praktisch eine Neugründung, damit verbunden eine rege Berufungsaktion;
- politische und erbdynastische Faktoren, die Heidelberg vor den Auswirkungen und Einbrüchen der Napoleonischen Kriegen bewahrten (Separatvertrag Badens mit Napoleon).¹ Heidelberg bleibt also erspart, was andere deutsche Universitätsstädte erleben müssen²: die Plünderung Jenas, Truppenbesetzung in Würzburg, die Schließung der Universität Halle. Die immer mit Heidelberg verbundene Liedersammlung *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder* von Clemens Brentano und Achim von Arnim (1806-10), einer der ersten Texte im nationalen Aufruf gegen den Verlust alter Traditionen und Sitten, zugleich ein Klage über die Einbuße des alten Kulturerbes wie auch ein Akt der Kulturerbschließung, erscheint sozusagen unter der Obhut Napoleons;
- daraus folgend: Heidelberg als Stätte des Friedens, der Ruhe in den turbulenten Zeiten, in Hölderlins berühmter Ode ‚Heidelberg‘ (1801) schon vorweggenommen, indem er den Prozess von gewaltsamen Einwirkungen der Geschichte (‚die gigantische schicksalskundige Burg / Von den Wettern zerrissen‘) hin zur Stasis, der Ruhe (das Gedicht endet auf ‚ruhn‘) poetisch nachvollzieht.

Für unsere Zwecke sind die verwaltungshistorischen Aspekte der Reorganisation der Universität Heidelberg von untergeordnetem Interesse; wichtiger ist, wie und wo man nach Rat und Expertise suchte. Hier ist der Name von Karl Ludwig von Savigny (1779-1861) zu nennen. Der Jurist Savigny, später der Schwager von Clemens Brentano und auch von Achim von Arnim und eine der großen Leuchten der Universität Berlin, hatte nämlich in Jena studiert und dort beobachtet, wie eine Universität als wissenschaftlicher Organismus funktioniert, wenn akademische Grenzen aufgehoben werden zugunsten eines eher interdisziplinären Denkens, eines *studium generale*. Er wird festgestellt haben, dass in Jena die Trennungslinien zwischen Philosophie und Philologie flie-

* Vortrag gehalten am 7. Juli 2012 anlässlich des Symposiums HELLE HEIDELBERGER KÖPFE

¹Hierzu grundsätzlich Friedrich Strack, Historische und poetische Voraussetzungen der Heidelberger Romantik, in: Friedrich Strack (Hg.), 200 Jahre Heidelberger Romantik, Heidelberger Jahrbücher 51 (2007), S. 23-40.

² Vgl. den Romantiker August Wilhelm Schlegel spöttisch über den Heidelberger Professor Johann Heinrich Voss: ‚die anrückenden Heere hatten seine Kohlpflanzen noch nicht zertreten...die Wehklagen der Völker drangen nicht bis zu seinem Ohr‘. August Wilhelm Schlegel, Sämtliche Werke, hg. von Eduard Böcking (Leipzig 1846-7), Bd, 7, S. 243.

ßend waren, dass dort Friedrich Schiller Vorlesungen über Geschichte und Ästhetik hielt, dass Schellings eine breite Basis der Wissenschaft und der Erkenntnis bildeten und zunächst kein philosophisches Fachwissen erforderten. Mit der Entlassung Johann Gottfried Fichtes in Jahre 1797 auf Befehl des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar war die große Zeit Jenas allerdings zu Ende, aber ich sehe wichtige Kontinuitätslinien zwischen Jena und Heidelberg, Heidelberg sozusagen als Fortsetzung von Initiativen, die in Jena gescheitert waren.³

Es ist Savignys Initiativen und denen von anderen zu verdanken, dass man auf weite Suche ging, um Kräfte für Heidelberg zu gewinnen und Lehrstühle zu besetzen. Man fragte bei Figuren an, die nicht in erster Linie Akademiker waren, zwar wissenschaftlich tätig, aber auf breitester Basis und für romantisches Denken empfänglich, bei Friedrich Schleiermacher beispielsweise oder dem Naturphilosophen Henrik Steffens (in beiden Fällen ohne Erfolg). Savignys rechte Hand bei diesen Verhandlungen war der Altphilologe Friedrich Creuzer (1771-1858), der das neugegründete Seminar für klassische Philologie übernahm. Creuzer, ein Studienfreund von Novalis, für romantisches Denken und Mythologie empfänglich, war es, der Savigny dazu animierte, den führenden romantischen Dichter Ludwig Tieck (1773-1853) als Professor für Ästhetik oder Literatur, Theorie und Geschichte der schönen Künste zu berufen: die genaue Fachrichtung ist gleichgültig, die Hauptsache ist, dass er kommt. Creuzer schreibt folgendermaßen:

In der That, wenn ich jetzt bei meinen einsamen Wanderungen in den mächtigen Ruinen des hiesigen Schlosses unsere neudeutsche Kleinheit fühle, empfinde ich lebhaft, daß hier ein Ort für Männer sei, die das alte große Deutschland im Herzen tragen, für Dichter, wie Tieck einer ist, die den alten romantischen Gesang in seiner Tiefe aufzufassen und auf eine würdigere Art zu beleben vermögen.⁴

Also ein Dichter als Professor. Seine einzigen Qualifikationen waren seine *Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter* (1803), eine Sammlung mittelhochdeutscher Lyrik in neuhochdeutscher Bearbeitung, daher keineswegs philologisch. Es galt auch nicht, Tieck in die Philologie einzubinden: wichtiger ist das Bemühen – nach Creuzer – im Sinne des Zitats den ‚alten romantischen Gesang in seiner Tiefe auf zu fassen‘. Wie gesagt, die Grenzen zwischen Wissenschaft und spekulativ-romantischem Denken waren in Jena schon fließend, beide Wissensbereiche dürfen ineinander hinüberspielen, akademische Unerfahrenheit war kein Hinderungsgrund. Andererseits tat der Ruf als Dichter den akademischen Qualifikationen keinen Abbruch. Tieck nahm den Ruf zwar nicht an:

³ Vgl. aber die jetzt überholte, aber zu meiner Studienzeit in Heidelberg in den 60er Jahren noch nachwirkende These von Alfred Baeumler (1926), als gäbe es die ‚ästhetische und literarische‘ Romantik von Jena und die ‚religiöse‘ von Heidelberg. Dazu Julius Petersen, *Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik* (Leipzig 1926), S. 134-6.

⁴ Zit. bei Roger Paulin, *Die Rolle Ludwig Tiecks im Heidelberger Umfeld*, in: *200 Jahre Heidelberger Romantik* (wie Anm. 1), S. 41-52, hier S. 42.

Heidelberg und die Ökumene im Zeitalter der Romantik

Dichterprofessoren waren aber im 19. Jahrhundert keine Seltenheit (A.W. Schlegel, Uhland, Rückert).

In dem Vorwort zu den *Minneliedern* kann man folgendes lesen:

Der Frühling, die Schönheit, die Sehnsucht, die Fröhlichkeit waren die Gegenstände, welche nie ermüden konnten, große Waffentaten und Zweikämpfe mußten alle Hörer hinreißen; um so mehr, je unglaublicher und umständlicher sie geschildert waren, und wie die Pfeiler und die Wölbung der Kirche die Gemeinde umfingen, so umgab die Religion, als das Höchste, die Dichtung und die Wirklichkeit, unter der sich alle Herzen in gleicher Liebe demühten.⁵

Hier wird Religion im weitesten Sinne erfasst, einmal als Gegenstand des Gefühls, des inneren Erlebens, des Herzens, zum anderen als kulturelles und politisches Bindeglied, als Ausdruck des Universums. Man erkennt hier leicht romantisches Gedankengut, Schleiermachers *Reden über die Religion* (1799), Novalis' *Die Christenheit oder Europa* (1799, aber noch nicht veröffentlicht), die Zeitschrift *Athenaeum* (1798-1800) der Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel. Religion wird für Schleiermacher und Novalis, die von der Brüdergemeinde herkommen, erst einmal als etwas Universelles, Überkonfessionelles verstanden, für Novalis ebenfalls als *movens* der Geschichte; bei Tieck und den Brüdern Schlegel, die im eher aufklärerisch-orthodoxen Protestantismus aufgewachsen sind, sind es in erster Linie die sinnlich-übersinnlichen Bezüge der Religion, die sich in Kunst und Dichtung manifestieren, von denen sie zunächst angesprochen werden. Daher auch ihre Verherrlichung des Mittelalters und des katholischen Südens, Regionen, in denen die alles überwölbende Funktion der Religion – im Sinne von Tiecks Vorrede zu den *Minneliedern* – am ehesten anschaulich wird.

Man kann bei dem jungen Gelehrten Joseph Görres (1776-1845) Ähnliches nachlesen. Görres, mit einer Ausbildung an einer Jesuitenschule und einem abgebrochenen Medizinstudium, war zunächst derjenige, der in Heidelberg das romantische Denken popularisierte und verbreitete, Schelling sozusagen auf alle Wissensbereiche übertragend. Er übte in den beiden Jahren, die er in Heidelberg verbrachte (1806-8), eine große Anziehungskraft aus, zwar als Privatdozent, nicht als Professor. Der junge Joseph von Eichendorff wechselte seinetwegen von Halle nach Heidelberg über. Görres kündigte Vorlesungen über Philosophie, Physiologie, Ästhetik, Organologie, Psychologie, Physik, Astronomie und anderes an, von denen allerdings nicht alle zustande kamen. Görres war es, der mit seinen *Teutschen Volksbüchern* 1807 das Mittelalterbild der Heidelberger Romantik stark prägte.

In dem ‚Epilog‘ zu den in Heidelberg erschienenen *Teutschen Volksbüchern* steht über die altdeutsche Vorzeit:

[...] und es war ein großer, kunstreich verschlungener Tanz, in dem sich die ganze Generation bewegte, und in die schöne, wundersame Arabeske war das Ge-

⁵ Ludwig Tieck, Die altdeutschen Minnelieder, in Ludwig Tieck, Ausgewählte Werke, hg. Georg Witkowski (Leipzig 1903), Bd. 4, S. 9.

schlecht verwachsen, unten mit dem Blumenreich und oben mit dem Himmereich, und es sangen alle Vögel in den Zweigen, und die Kinder spielten in den Blumen, und es rührten schöne Frauen die Laute in den Schirmen, und es hasteten geharnischte Ritter durch das Dickicht und kämpften mit Serpente[n], und Eremiten knieten betend, und auf bunten Libellen trieben die Scherze sich umher, es gingen Löwen stolz und freudig an der Minne Zügel, und das ganze Gewächs tränkte Himmelstau in der Erde Mark, in dem sich auch die Rebe nährt.⁶

Das Mittelalter also als ideales Sinnbild für einen wachsenden Organismus, in dem alle Kräfte – geistig, künstlerisch, religiös – zu einer harmonischen Einheit zusammenwirken, aber poetisch, rückblickend; die politische und konfessionelle Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts darf das überhöhte, überschwengliche Bild nicht stören. Die Spaltung Deutschlands – Europas – in zwei Lager, zwei Glaubensbekenntnisse, die Reformation, die die Romantiker allerdings als Bruch, als Kultureinbuße empfinden und entsprechend beklagen (Novalis, Tieck, die Brüder Schlegel), all dies wird hier nicht angesprochen. Erst später, zur Zeit der Befreiungskriege, wird dieses Mittelalterbild neu evoziert als Aufruf zu einem Zusammenwirken aller nationalen Geisteskräfte über konfessionelle Grenzen hinweg, ob katholisch oder protestantisch, zur Förderung der ‚guten Sache‘ (vgl. die deutsche Gotik als Symbol der Befreiung bei den Künstlern Caspar David Friedrich oder Karl Friedrich Schinkel).

Wie sieht es aus, wenn solche Ideen vom Katheder der Universität verkündigt werden, wenn sich Heidelberger Professoren dem romantischen Denken nähern? Es ist nicht immer leicht, die Heidelberger Romantik von der Heidelberger Universität zu trennen. Die Romantik funktioniert allerdings zunächst als Anregung, als Gärung; sie muss im Laufe des 19. Jahrhunderts in den wissenschaftlichen Diskurs einfließen, sie muss eine faktische Grundlage erhalten durch den Historismus und die Philologie. Wie sieht es dennoch aus? Ich denke hier in erster Linie an den Theologen Karl Daub (1765-1836) und den Altphilologen Friedrich Creuzer. Diese beiden sind es, die den jungen Heidelberger Verleger Heinrich Zimmer dazu bewegen, die sogenannten *Heidelberger Jahrbücher der Literatur* zu gründen, mit erstem Erscheinungsjahr 1808 und mit vollem Titel *Heidelbergische Jahrbücher der Literatur für Theologie, Philosophie und Pädagogik*. In diesen Jahrbüchern werden durch Buchrezensionen die ersten wichtigen Machtkämpfe und Kontroversen der romantischen Wissenschaft ausgetragen. Hier werden das *Des Knaben Wunderhorn*, Grimms *Altdeutsche Wälder*, Niebuhrs *Römische Geschichte*, Schlegels *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur* u.a.m. besprochen. Sie besitzen eine Resonanz und eine Tragkraft, die weit über die Grenzen der Universitätsstadt hinausgeht, ja über die Grenzen der engen akademischen Welt schlechthin. Sie bilden sozusagen das wissenschaftliche Pendant zu den poetischen und antiquarischen Schriften der Romantik, die in Heidelberg, auch bei diesem Verlag,

⁶ Josef Görres, Die Teutschen Volksbücher, in Josef von Görres, Ausgewählte Werke und Briefe, hg. Wilhelm Schellberg (Kempen und München), Bd. 1, S. 242.

Mohr und Zimmer, erscheinen – und sie existieren in abgewandelter Form bis heute noch.

Für das ökumenische Denken interessant sind die *Studien. Herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer, Professoren in Heidelberg*, wie es auf dem Titelblatt heißt, ebenfalls bei Mohr und Zimmer, 1805-11. Analog zu der Berufungspolitik der Universität, die romantisches Gelehrtentum nicht als Widerspruch an sich sieht und die eine Art *studium generale* anstrebt, sind diese *Studien* der Versuch, Fachgrenzen zu überschreiten und erste Gedanken, die vielleicht noch nachreifen müssten, vorläufig zu formulieren.

Die Vorrede zu den *Studien* von Daub und Creuzer macht deutlich, dass es sich um ‚eine Gesellschaft von Männern‘ handelt, die, obschon verschiedene Felder des Wissens aufbauend, in einer gegenseitigen Berührung stehen‘.⁷ Es ist von ‚Vereinigungspunkten‘ von ‚vielseitiger Berührbarkeit‘ die Rede, von ‚freier Vereinigung‘ im Gegensatz zu Vollendung, zu ‚letzter Bestimmung‘. Hauptsache ist ‚der Sinn für eine Poesie, die das Ewige in der Idee zu symbolisieren vermag‘. Interessant ist daher ein längerer Beitrag von Karl Daub über Religion und Konfession mit einem interkonfessionellen, synkretistischen Ansatz, ‚Orthodoxie und Heterodoxie. Ein Beitrag zur Lehre von den symbolischen Büchern.‘⁸

Daubs Religionsverständnis nähert sich demjenigen Schleiermachers, indem er die Religion einmal als ‚subjective Eigenschaft‘ definiert, zum anderen als ‚objectiv‘, als ‚*Eigentum* der Gesellschaft ... das gemeinschaftliche und höchste Gut eines Volks in seiner Einheit und Totalität‘, als ‚Gefühl des ewigen Wesens und Seyns‘⁹ bezeichnet. Wenn ein Volk mit seiner Religion in Übereinstimmung steht, ‚mit ihr eins und dasselbe‘, so entfallen herkömmliche Fragen nach Orthodoxie oder Heterodoxie: die nationale Form der Religion macht sie, so Daub, zur nationalen Orthodoxie.¹⁰ In Deutschland ist die prägende nationale Religion selbstverständlich das Christentum, wobei beim Katholizismus eher die ‚Form‘ im Mittelpunkt steht, bei dem Protestantismus die ‚Doktrin‘. Lebt ein Volk ‚mit sich selbst im Gleichgewicht‘, so ist es als ein christliches anzusprechen: In Deutschland ist das Christentum nur regional gespalten, die Nord-Süd-Trennung in protestantisch und katholisch spiegelt nur zwei Varianten der ‚deutschen Nationalreligion‘ wider. Beide haben ‚völlig gleiche Dignität‘, eine deutsche Kirche versteht sich als die ‚ungetrennte und unzertrennliche Einheit der katholischen und protestantischen‘, auch ihre ‚Relativität‘. Darunter ist nicht bloß ‚Duldung‘ oder ‚Toleranz‘ zu verstehen, was einem Indifferentismus gleichkäme; auch sind Aggressionen des einen Teils gegen den anderen bei dieser gegenseitig respektierten ‚Dignität‘ ausgeschlossen. Daub spricht sich ebenfalls gegen Konversionen aus, wobei er das Phänomen der konfessionellen Übertritte zum Katholizismus im romantischen Zeitalter ver-

⁷ Studien. Hg. von Carl Daub und Friedrich Creuzer (Frankfurt und Heidelberg 1805-11), Bd. 1, Vorrede, xi-xii.

⁸ Ebda., S. 104-173.

⁹ Ebda., S. 104, 106.

¹⁰ Ebda., S. 109.

steht. Wie viele Vertreter der romantischen Generation, und gerade der Heidelberger Romantik, ist er nicht bereit, Juden als Teil der deutschen Nation zu akzeptieren, wenngleich er Toleranz für ihre Religion befürwortet.

Dass Daubs Ökumeneverständnis ihre Grenzen hat, geht aus dem oben Referierten hervor: es beschränkt sich lediglich auf Deutschland und seine kirchlichen Einrichtungen in seiner Zeit (,In Deutschland sind beide Formen der christlichen Religion, wie in der Eiche die Krone mit der Wurzel, vereinigt')¹¹ und setzt sich auch dort vielfach über die tatsächlichen Gegebenheiten hinweg, ja es stößt sich an den praktischen Problemen der Kirchenführung und -politik. Zwar befürwortet Daub als Professor an der badischen Landesuniversität die Union zwischen den Lutheranern und Reformierten Badens, wobei, wie bekannt, hier die Obrigkeit die treibende Kraft war, nicht so sehr das Kirchenvolk. Er kann in einer Zeit, als der Papst praktisch der Gefangene Napoleons war, eine nationale katholische Kirche innerhalb der deutschen Christenheit postulieren, sozusagen ein Katholizismus ohne Rom, ohne Klerus. Dagegen ist zu bedenken, dass die *Studien* nie ‚letzte Bestimmungen‘ oder konsequent durchdachte, ausgereifte Positionen vertraten, sondern eher Thesen in ‚freier Vereinigung‘. Als Vorstoß zum ökumenischen Denken ist sein Aufsatz dennoch von historischer Bedeutung.



Roger Paulin nach dem Vortrag mit Heidrun Mader und Fabian Kliesch

¹¹ Ebda., S. 165.

Hans-Georg Gadamer und die Kunst des Verstehens und Verständigen*

Béatrice Lienemann

Dass für den Anlass, beim *Collegium Oecumenicum* einen »hellen Heidelberger Kopf« aus der Philosophie vorzustellen, meine Wahl ausgerechnet auf Hans-Georg Gadamer – und keinen anderen möglichen Kandidaten, wie z.B. Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Ernst Tugendhat oder Karl Jaspers (um nur wenige zu nennen) – fiel, hat somit auch persönliche Gründe. Denn gibt zwei Dinge, die mich indirekt mit Gadamers Leben und Werk verbinden: das sind einmal drei seiner Wirkungsstätten – Marburg, Frankfurt und Heidelberg –, in denen auch ich jeweils mehrere Jahre verbracht habe, und das sind zum anderen die Zuneigung zur und die Beschäftigung mit der antiken Philosophie, insbesondere mit Platon und Aristoteles. Nicht nur, aber auch aufgrund dieser Überschneidungen möchte ich mich hier auf zweierlei konzentrieren. Zum einen zeichne ich wichtige Etappen des langen Lebens Gadamers nach, das er fast zur Hälfte in Heidelberg verbracht hat und an dem sich nachvollziehen lässt, was sein Schaffen maßgeblich beeinflusst hat. Zum anderen fasse ich den Kerngedanken dessen zusammen, wofür Gadamer heute wohl am meisten steht – die philosophische Hermeneutik, wie er sie in seinem Hauptwerk *Wahrheit und Methode* entwickelt hat. Zum Schluss veranschauliche ich die philosophische Hermeneutik am Beispiel der platonischen Dialoge, die für Gadamer ein paradigmatischer Fall eines philosophischen Gesprächs sind und an denen sich zeigen lässt, was Verstehen in seinen Augen bedeutet.

1. Das Leben Gadamers

Das Leben Gadamers verdient schon allein wegen seiner schieren Länge eine Erwähnung, schließlich durchmisst es das gesamte wechselvolle 20. Jahrhundert. Eine Fundgrube für Informationen zur Vita, wenn auch nicht bis zu ihrem Ende, sind die *Philosophischen Lehrjahre* (PL),¹ eine Autobiographie, die 1977 erschienen ist.

Geboren wurde Gadamer am 11. Februar 1900 in Marburg. Sein Vater war Chemiker und Universitätsprofessor. Er wurde 1902 nach Breslau berufen, wo Gadamer aufwuchs und bis zum Beginn seines Studiums lebte. Während der Schulzeit deutete noch wenig auf Gadamers späteres Interesse an der Klassischen Philologie und Philosophie hin; vielmehr schien eine Offizierslaufbahn näherzuliegen. Erst allmählich erwachte eine Vorliebe für Literatur, für deutsche und griechische Klassiker sowie für Lyrik. Das Studium nahm Gadamer 1918 ohne eigentlichen Schwerpunkt in Breslau auf, besuchte Veranstaltungen in Germanistik, Romanistik, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, Psychologie, Islamistik und Sanskrit. Zu seiner ersten philosophischen Lektüre, Kants *Kritik der reinen Vernunft*, bemerkt Gadamer selbst: »Wenn mich meine Erinnerung nicht gänzlich trügt, habe ich das Buch zwar bebrütet, aber es schlüpfte auch nicht der ge-

* Vortrag gehalten am 7. Juli 2012 anlässlich des Symposiums HELLE HEIDELBERGER KÖPFE

¹ Hans-Georg Gadamer ³(2012): *Philosophische Lehrjahre: eine Rückschau*. Frankfurt/M.: Klostermann.

ringste verstandene Gedanke heraus« (PL, S. 12). Im dritten Semester fand Gadamer schließlich doch den Zugang zur Philosophie. Um in diesem Fach seine Studien fortzusetzen, wechselte er 1919, trotz Vorbehalten seines Vaters gegenüber den geisteswissenschaftlichen Vorlieben des Sohnes, nach Marburg. Marburg stand damals für den Neukantianismus der Marburger Schule. Hermann Cohen war zwar soeben weggegangen, aber die Schultraditionen wurden v. a. durch Paul Natorp und Nicolai Hartmann fortgesetzt, von denen besonders letzterer sich Gadamer freundschaftlich zuwandte. Überdies war Marburg geprägt durch den Theologen Rudolf Bultmann und den Romanisten Ernst Robert Curtius. Mit diesen beiden verband Gadamer ein intensiver Austausch auch über die Fachgrenzen der Philosophie hinaus. So nahm Gadamer 15 Jahre lang teil an der Bultmannschen *Graeca*, einem Lesekreis, in dem wöchentlich in Bultmanns Wohnung Klassiker der griechischen Literatur und Philosophie gelesen wurden und dessen drollige Usanzen Gadamer in seiner Biographie liebevoll beschreibt. 1922 promovierte Gadamer bei Natorp mit einer Arbeit zum Wesen der Lust in den platonischen Dialogen, die allerdings unveröffentlicht geblieben ist.

Kurz nach seiner Promotion traf Gadamer zum ersten Mal auf Martin Heidegger, der damals als Assistent von Edmund Husserl in Freiburg im Breisgau tätig war und der auch schon vor dem Erscheinen von *Sein und Zeit* 1927 unter Philosophen zu Ruhm gekommen war. Die Begegnung mit Heidegger sollte ein einschneidendes Erlebnis für Gadamer sein, und die Auseinandersetzung mit ihm zeigte Zeit seines Lebens Nachwirkung auf Gadamers Denken. Die erste Lektüre von Schriften Heideggers beschreibt Gadamer rückblickend als dem »Getroffenwerden von einem elektrischen Schläge« ähnlich. Das erste persönliche Zusammentreffen erlebte er als schockierend und verunsichernd – er schreibt dazu: »Es ist wahr, ich hatte wirklich noch nichts gelernt, wenn ich von einer allgemeinen Übung in scharfsinnigen Argumentationen und ein bisschen sorgfältiger Plato-Lektüre absehe. So wurde die Begegnung mit Martin Heidegger für mich eine völlige Erschütterung allzu früher Selbstsicherheit« (PL, S. 23). Die Selbstzweifel, die die Begegnung mit Heidegger in Gadamer hervorriefen, haben ihn gar zu einer vorübergehenden Abkehr von der Philosophie gebracht. Nach einem Semester, das Gadamer Heideggers wegen in Freiburg verbracht hat, folgte er diesem 1923 zurück nach Marburg; jedoch entschied er sich dort zunächst gegen eine philosophische Habilitation und wandte sich stattdessen einem neuen Studium zu, dem Studium der Klassischen Philologie, das er hauptsächlich bei Paul Friedländer absolvierte. Gadamer selbst schätzt diese Entscheidung rückblickend folgendermaßen ein: »Ich bin eigentlich deshalb klassischer Philologe geworden, weil ich das Gefühl hatte, von der Überlegenheit dieses Denkers [d.h. Heidegger] einfach erdrückt zu werden, wenn ich nicht einen eigenen Boden gewann, auf dem ich vielleicht fester stünde als dieser gewaltige Denker selber« (EE, S. 159f.).² Die althilologischen Studien sollten für Gadamer indes auch zum Leitmotiv seiner späteren philosophischen Arbeiten werden. Er war stets darum bemüht, die Tradition des griechischen Denkens wach zu halten und sie für die heutige

² Hans-Georg Gadamer ²(1990): Das Erbe Europas. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Philosophie fruchtbar zu machen; dass Heidegger dies in vorbildlicher Weise zu tun verstand, rechnete Gadamer ihm stets als dessen ganz besondere Begabung und als dessen großes Verdienst an.

Nach dem Staatsexamen in Klassischer Philologie war es nun gleichwohl Heidegger, der Gadamer zu einer anschließenden Habilitation in Philosophie ermunterte, da er ihn nach seinem eigenen Weggang nach Freiburg zu seinem Nachfolger in Marburg machen wollte. So wurde Gadamer 1929 habilitiert, wiederum mit einer Arbeit zu Platon, und zwar einer phänomenologischen Untersuchung zur platonischen Ethik im Spätdialog *Philebos*. Danach begann für Gadamer zusammen mit seinen langjährigen Studienfreunden Karl Löwith und Gerhard Krüger eine längere Dozentenzeit in Marburg. Die Unterrichtsstile der drei unterschieden sich stark und sorgten für Vielfalt in der Lehre. Gadamers Stil war nach eigener Aussage geprägt von wenig hörerefreundlichen Monologen und einem in sich versunkenen Auftreten, so dass Freunde dafür sogar eine neue wissenschaftliche Maßeinheit, »ein Gad«, erfanden, die »ein Einheitsmaß unnötiger Kompliziertheit« bezeichnen sollte.

Dass sich Gadamers Dozentenzeit jahrelang hinzog und er nicht rascher berufen wurde, lag vor allem an den damaligen politischen Umständen. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 begannen auch an den Universitäten Schikanen und Verfolgung von Juden, Kommunisten, Sozialisten und anderer, was auch von vielen Professoren zunächst nur mit Unglauben und Überraschung zur Kenntnis genommen wurde. Auch Gadamer gesteht im Nachhinein ein, man habe es an »staatsbürgerlicher Aktivität« fehlen lassen und man habe Hitlers Ambitionen unterschätzt. Und obgleich Gadamer nicht der NSDAP beigetreten ist, so arrangierte er sich doch mit dem System, um seine wissenschaftliche Tätigkeit in Forschung und Lehre fortsetzen zu können. Kritik formulierte er nur höchst subtil und kaschiert, etwa indem er für einen Platon-Aufsatz den von Goethe entliehenen Titel »Wer philosophiert, ist mit den Vorstellungen seiner Zeit nicht einverstanden« wählte. Wohl um seine Aussichten auf eine Berufung zu erhöhen, nahm Gadamer 1936 an einer Art Rehabilitierungslager teil, wo angehende Privatdozenten auf den nationalsozialistischen Kurs eingestimmt werden sollten. Die Teilnahme an dieser Dozentenakademie erfüllte offenbar ihren gewünschten Zweck, und dass die politischen Stellen Gadamer tolerierten, manifestierte sich 1937 in der angestrebten Verleihung des Professorentitels. Bereits im Jahr darauf folgte dann auch – nach 10 Jahren der Privatdozentur in Marburg – der erste Ruf nach Leipzig, den Gadamer annahm.

Der Umzug nach Leipzig war ein Wechsel vom provinziellen Marburg in eine größere Stadt und an eine größere Universität, was neben den Aufgaben der Professur zusätzliche Herausforderungen mit sich brachte. Während der Kriegsjahre besuchte Gadamer zudem mehrere internationale Kongresse, die er durchaus als zweischneidiges Schwert wahrgenommen hat. So brachten sie ihn zwar ins Gespräch mit Kollegen und Forschern anderer Fächer und waren Gelegenheit, andere europäische Länder zu bereisen und Museen wie den Prado zum ersten Mal zu besuchen. Rückblickend räumt er aber

auch ein: »Ich verkannte nicht, dass man damit zur Auslandspropaganda missbraucht wurde, für die manchmal ein politisch Unbescholtener gerade recht sein konnte« (PL, S. 118). Mit dem Kriegsende begann auch für die Universität Leipzig die Zeit des Wiederaufbaus, mit der Gadamer nach seiner Ernennung zum Rektor 1946 unmittelbar befasst war. Mit Leipzigs Zugehörigkeit zur sowjetischen Besatzungszone setzte sich die sowjetische Kontrollmacht in der Universitäts- und Berufungspolitik zunehmend durch: Freigewordene Stellen sollten durch regimetreue Nachfolger besetzt werden, und die neue Zulassungsordnung für Studierende bevorzugte Arbeiterkinder vor dem Nachwuchs aus Akademikerfamilien. Gadamer versuchte diesen Tendenzen entgegenzuwirken, allerdings ohne Erfolg, so dass er desillusioniert 1947 ohne zu zögern einem Ruf nach Frankfurt am Main folgte.

Der Aufenthalt im kriegszerstörten Frankfurt dauerte allerdings nicht lange. Zwar kehrten damals gerade auch einige Vertreter der Frankfurter Schule, wie z. B. Theodor Adorno und Max Horkheimer, aus dem Exil zurück. Gadamers Begegnungen mit ihnen und ihren Schülern blieben allerdings folgenlos, so dass er rückblickend die Zeit in Frankfurt bloß als »Zwischenspiel« bezeichnete. Schon 1949 nahm er einen Ruf an die Universität Heidelberg an, wo ihm die Nachfolge von Karl Jaspers, der nach Basel wegging, angeboten wurde. In Heidelberg sollte Gadamer bis zu seiner Emeritierung 1968 und auch darüber hinaus unterrichten. In Heidelberg lebte Gadamer bis zu seinem Tod am 13. März 2002.

Ähnlich wie während seiner Zeit in Marburg suchte Gadamer auch in Heidelberg bald Kontakt zu Kollegen aus der theologischen Fakultät. Er nahm auch an der theologischen Sozietät teil, zu deren Teilnehmern auch Edmund Schlink, Günther und Heinrich Bornkamm, Hans von Campenhausen, Gerhard von Rad und Peter Brunner gehörten. Gadamer sagt selbst, er habe in diesem Kreis seine »erste innere Stützung« gefunden. Daneben rief Gadamer wieder einen eigenen Hauskreis ins Leben, in dem er in wöchentlichem Rhythmus mit höchstens zwölf eingeladenen Studierenden Klassiker der Philosophie las. Auch in der Hochschulpolitik und der Gestaltung des Philosophischen Seminars zeigte Gadamer punktuell Engagement. So führte er bspw. die Institution regelmäßiger Gastvorträge ein, die es Studierenden ermöglichen sollten, andere Vertreter der Philosophie kennenzulernen und mit ihnen zu diskutieren. Aber so wichtig die Lehre und der fachliche Austausch für Gadamer stets auch waren, so räumt er andererseits in seiner Biographie doch mit bemerkenswerter Offenheit ein, dass er stets versucht habe, alle administrativen und hochschulpolitischen Engagements zu vermeiden und auch von allzu vielen externen Vortragspflichten Abstand zu nehmen. Seit Beginn seiner Heidelberger Professur verfolgte Gadamer das Ziel, seine Vorlesungen zu »Kunst und Geschichte«, die er seit den 30er Jahren hielt, zu einem Buch auszuarbeiten. Aber erst 1959 sollte ihm dies gelingen, als er das Manuskript von *Wahrheit und Methode* fertig stellte, das ein Jahr später veröffentlicht wurde. Als das Buch erschien, sei er selbst, so gesteht Gadamer, »keineswegs sicher gewesen, ob es noch zur rechten Zeit kam« (PL, S. 181). Denn zu einem Zeitpunkt, zu dem in Gestalt von Industrialisie-

rung, Bürokratisierung und Rationalisierung der Welt eine »dritte Welle der Aufklärung« im Anrollen war, beurteilte Gadamer den möglichen Erfolg seines Buches skeptisch. So schreibt er: »Mein hermeneutischer Versuch, der diese Tradition beschwor und zugleich über die bürgerliche Bildungsreligion, in der sie nachlebte, hinauszukommen und zu ihren ursprünglichen Kräften zurückzuführen suchte, mochte einer von kritischem Emanzipationswillen getriebenen jüngeren Denkgesinnung fremd vorkommen.« (PL, S. 181) Auch sein Verleger riet von dem Titel »Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik« ab, den Gadamer ursprünglich vorgesehen hatte, weil der Terminus »Hermeneutik« allzu unbekannt sei. Allerdings erwiesen sich all diese Sorgen als unbegründet, das Buch stieß langsam aber stetig auf zunehmendes Interesse. Dieses wuchs noch mit dem Erscheinen der 2. Auflage 1965, und für den ersten Band von Gadamer's *Kleinen Schriften* riet nun auch der Verleger unbedingt dazu, den Ausdruck »Hermeneutik« in den Titel mit aufzunehmen.

Im Zusammenhang mit der Ausarbeitung seiner philosophischen Hermeneutik gründete Gadamer zu dieser Zeit auch einen Studienkreis für Begriffsgeschichte sowie ein Archiv für Begriffsgeschichte, woraus später das von Joachim Ritter herausgegebene *Historische Wörterbuch der Philosophie* hervorging. Auch in verschiedenen philosophischen Vereinigungen sowie interdisziplinären Zusammenschlüssen, wie z.B. der Deutschen Gesellschaft für Philosophie, der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, engagierte Gadamer sich jahrelang. Außerdem setzte Gadamer auch nach seiner Emeritierung seine Lehrtätigkeit an der Universität Heidelberg fort. Darüber hinaus unterrichtete Gadamer an verschiedenen ausländischen Universitäten, hauptsächlich in Nordamerika und in Italien, und trug dadurch dazu bei, dass die kontinentaleuropäische Philosophie auch in den Vereinigten Staaten mehr Beachtung fand. Zwischen 1985 und 1995 erschienen die *Gesammelten Werke* in zehn Bänden, die zwar nicht sämtliche Arbeiten Gadamer's enthalten, die aber dennoch repräsentativ für sein gesamtes Schaffen sind.

2. Das Werk Gadamer's: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik

Das Werk Gadamer's lässt sich grob in drei Gruppen unterteilen: die erste Gruppe bilden Arbeiten zu Texten und Autoren der Geschichte der Philosophie – in der Antike sind hier vor allem Arbeiten zu Platon und Aristoteles zu nennen, in der neueren Philosophie zu Hegel und Heidegger. Die zweite Gruppe umfasst theoretische und exegetische Arbeiten zur Kunst und zur Literatur, wie z.B. zu Paul Celan, Stefan George, Friedrich Hölderlin, Goethe, Rilke, Hilde Domin. Der dritten Gruppe sind die Arbeiten zuzurechnen, in denen Gadamer seine Konzeption einer philosophischen Hermeneutik entwickelt und ausgearbeitet hat und deren zentrales Werk *Wahrheit und Methode* ist, ergänzt um Vorarbeiten und spätere weiterführende oder modifizierende Abhandlungen.

Die philosophiehistorischen Untersuchungen der ersten Gruppe hatten für Gadamer immer einen hohen Stellenwert. In der deutenden Aneignung überlieferter Texte voll-

zieht sich seinem Verständnis nach Hermeneutik auf exemplarische Weise. Aber neben seinen beständigen Versuchen und Bemühungen, Texte aus der Tradition mittels Auslegung und Diskussion besser zu verstehen, war es Gadamer ebenfalls ein großes Anliegen, sich auch reflexiv mit der Tätigkeit, Texte zu lesen und zu erschließen, auseinanderzusetzen. Ziel seiner Rückbesinnung auf die Praxis des Interpretierens war einerseits die Verständigung über die Motive und Voraussetzungen philosophiehistorischer Untersuchungen; andererseits verfolgte er auch das Ziel einer Verständigung über unser geschichtliches Dasein und die Philosophie überhaupt. Aus diesem Prozess der Selbstverständigung über die Bedingungen verstehender Aneignung und Auslegung heraus hat Gadamer seinen Entwurf einer philosophischen Hermeneutik entwickelt. In der Konzeption einer philosophischen Hermeneutik ist sicher der originellste Teil von Gadamers Werk zu sehen, die ihn zu einem wichtigen Vertreter der Philosophie des 20. Jahrhunderts macht. Die philosophische Hermeneutik hat sich zu einem wichtigen Bezugspunkt für die Geistes- und Sozialwissenschaften entwickelt, und ich will versuchen, den Kerngedanken der Gadamerschen philosophischen Hermeneutik zu skizzieren.

Im Mittelteil von *Wahrheit und Methode* entwickelt Gadamer die entscheidenden Überlegungen seines Entwurfs einer philosophischen Hermeneutik. Mit dem Terminus »Hermeneutik« greift Gadamer einen Begriff auf, der in der Neuzeit aufgekommen ist und der daher bereits eine längere Tradition hat. Zunächst hatte er seinen Platz in einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen, die jeweils ihre speziellen Hermeneutiken ausgebildet haben. Dazu zählt die Theologie, die die Methode einer Hermeneutik in den exegetischen Fächern entwickelt hat. In der Jurisprudenz hat sich eine Hermeneutik für die Aufgabe der Rechtsauslegung herausgebildet, und auch die Philologien verfügen über ihre besonderen Hermeneutiken für die Lektüre und Auslegung klassischer Texte. Über diese disziplinenbezogenen Hermeneutiken hinaus haben vor allem Friedrich Schleiermacher und Wilhelm Dilthey im 19. Jahrhundert die Hermeneutik als eine Methode der Geistes- und Geschichtswissenschaften entwickelt. Hermeneutik als Methode der Geisteswissenschaften sollte dabei ein Gegenstück zu den Methoden der exakten Wissenschaften sein.

Die *philosophische* Hermeneutik, wie sie Gadamer ursprünglich bei Heidegger kennengelernt hat, geht nun allerdings noch weiter und fasst Verstehen als Grundzug des menschlichen Daseins auf. Gadamer distanziert sich dabei deutlich und explizit von einem Verständnis der Hermeneutik als einer Methode der Geisteswissenschaften. So schreibt er im Vorwort zur 2. Auflage von *Wahrheit und Methode*: »Eine ›Kunstlehre‹ des Verstehens, wie es die ältere Hermeneutik sein wollte, lag nicht in meiner Absicht. Ich wollte nicht ein System von Kunstregeln entwickeln, die das methodische Verfahren der Geisteswissenschaften zu beschreiben oder gar zu leiten vermöchten. Meine Absicht war auch nicht, die theoretischen Grundlagen der geisteswissenschaftlichen Arbeit zu erforschen, um die gewonnenen Ergebnisse ins Praktische zu wenden. [...] Mein eigentlicher Anspruch [...] war und ist ein philosophischer: Nicht, was wir tun,

nicht, was wir tun sollten, sondern was über unser Wollen und Tun hinaus mit uns geschieht, steht in Frage. Insofern ist von den Methoden der Geisteswissenschaften hier überhaupt nicht die Rede« (GW II, S. 438).³

Die Wahl des Titels *Wahrheit und Methode* ist vor diesem Hintergrund zu sehen. Gadamer fasst Hermeneutik *nicht* als Methode auf, sondern er will Verstehen als Erfahrung des menschlichen Daseins thematisieren. Menschliches Dasein meint hier all das, was wir als wirklich empfinden, d. h. wie wir uns in unserer jeweiligen Situation sehen und verstehen. Das macht in Gadamers Augen die Wahrheit aus, unter der er somit etwas Umfassenderes versteht als nur die objektiven Tatsachen. Verstehen ist ferner in einem denkbar weiten Sinne gemeint. Gegenstände des Verstehens können so Unterschiedliches sein wie sprachliche Äußerungen, Handlungen, Traditionen, Kunstwerke, soziale Praktiken, Institutionen oder die Geschichte als Ganze. Schon an dieser Auflistung wird ersichtlich, wie weit sich mögliche Anwendungsgebiete der philosophischen Hermeneutik erstrecken. Gadamer selbst hat sich in seiner Anwendung der philosophischen Hermeneutik nicht auf philosophische Texte oder Äußerungen beschränkt, sondern auch zahlreiche hermeneutische Untersuchungen zu Kunst und Literatur unternommen. Auch verwundert es nicht, dass sich unter seinen Schülern so manche finden, die sich nach dem Studium anderen Disziplinen wie der Kunstgeschichte, den Sozialwissenschaften oder den Philologien zugewandt haben und dort in ihrer Forschung die Tradition der philosophischen Hermeneutik weitergeführt haben und weiterführen.

Verstehen fasst Gadamer immer als einen Vollzug auf. Verstehen beinhaltet eine Verständigung eines Subjekts über einen Gegenstand, aber Verstehen beinhaltet nicht nur einen Fremdbezug, sondern Verstehen ist stets auch eine Verständigung des verstehenden Subjekts über sich selbst. Das heißt, dass die Art und Weise, wie jemand etwas versteht, immer auch davon abhängt, wie man sich selbst und sein Dasein versteht, und dies wiederum hängt davon ab, wie man die Welt und seine eigene Position darin versteht. Weiter fasst Gadamer Verstehen als ein kommunikatives Geschehen auf, d.h. Verstehen erfolgt nicht isoliert, sondern vollzieht sich in dialogischer Form. Das bedeutet, dass Verstehen nicht etwas ist, das man völlig abgeschlossen von der Welt und anderen Menschen vollziehen kann, sondern es setzt ein Gegenüber für die Verständigung und einen äußeren Kontext, den das Gespräch zum Inhalt hat, voraus. Verstehen ist demnach auch kein bloßes Aufnehmen von Informationen, bei dem kein Dialog stattfindet und bei dem eine Seite nur rezipiert, während die andere Seite Informationen liefert, ohne dass diese einer offenen Prüfung unterliegen.

Verstehen ist Gadamer zufolge vielmehr etwas Reziprokes, bei dem sich jemand von anderen ansprechen lässt und auf das Vernommene zu antworten versucht. Verstehen besteht also nicht darin, eine abgeschlossene Antwort lediglich aufzunehmen und zu registrieren, sondern es geht darum, die »tiefere« Bedeutung einer Antwort, die jemand gegeben hat, zu ergründen und auf diese zu reagieren. Gadamer formuliert dies

³ Hans-Georg Gadamer ³(1999): Gesammelte Werke Band II. Tübingen: Mohr Siebeck.

auch so, dass es beim Verstehen eines Textes darum geht, dass man erfasst, was die Frage ist, auf die der Text eine Antwort zu geben versucht. Die Frage zu verstehen, bedeutet letztlich, den Text zu verstehen. Die Frage, die ein Text zu beantworten versucht, erschließt man sich, indem man danach fragt, in welcher Situation der Text entstanden ist, auf welche Einwände er reagieren sollte, welches Problem er thematisiert usw. Steht einem der komplexe Sinnhorizont des Textes vor Augen, so erreicht man einen Zugang zum Verständnis des Textes. Diese Beschreibung der zentralen Stellung, die Frage und Antwort für die philosophische Hermeneutik spielen, lässt erahnen, weshalb Gadamer in den platonischen Dialogen und insbesondere in der Sokratischen Fragetechnik ein mustergültiges Beispiel für die Tätigkeit des Verstehens sieht.

Mit der philosophischen Hermeneutik beabsichtigt Gadamer, die Bedingungen jeglichen Verstehens einer Reflexion zu unterziehen. Er will damit aber keine konkurrierende Stellung gegenüber den Natur- und Geisteswissenschaften einnehmen, indem er diesen in Gestalt der Hermeneutik eine alternative Methodik entgegenstellt. Vielmehr hat Gadamer vor, im Hintergrund des Streits um die adäquate Methode aufzudecken und bewusst zu machen, »was durch jenen Methodenstreit verdeckt und verkannt wird, etwas, was die moderne Wissenschaft nicht so sehr begrenzt oder einschränkt, als vielmehr ihr vorausliegt und sie zu ihrem Teile möglich macht.« (GS II, S. 439). Die Möglichkeitsbedingungen der Natur- und Geisteswissenschaften meint Gadamer dadurch erschließen zu können, dass er auf unser Seinsverständnis zurückgreift, d.h. auf die Erfahrung, die wir von unserem Dasein in der Welt machen. Er grenzt damit die Aufgabe des Hermeneutikers von dem Vorhaben ab, für die Untersuchung der Dinge und des Seins einen objektiven Standpunkt einnehmen zu wollen.

Die Überlegung Gadamers, dass Verstehen durch eine Rückbesinnung auf die Ermöglichungsbedingungen des Verstehens erreicht werden kann, führt ihn zu der Einsicht, dass kein Verstehen voraussetzungslos ist und dass vielmehr jedes Verstehen auf ein bestimmtes Vorverständnis angewiesen ist. Er bemerkt, dass allem Verstehen eine Vermutung bezüglich des Sinns des Ganzen zugrunde liegt. Jegliches Verstehen ist in irgendeiner Weise vorstrukturiert. Dies anzunehmen, nimmt Gadamer jedoch in die Pflicht, durch die hermeneutische Reflexion nicht nur das »grundlegende Vorurteil der Aufklärung gegen die Vorurteile überhaupt« (GS I, S. 275) zu korrigieren, sondern auch noch eine »Lehre von den Vorurteilen [zu] entwickeln, die, ohne den Sinn der Kritik an allen der Erkenntnis drohenden Vorurteilen zu gefährden, dem produktiven Sinn von Vorverständnis gerecht wird, wie es in allem Verstehen vorausgesetzt ist.« (GS II, S. 434).

Die Rehabilitierung des Vorurteils unternimmt Gadamer zunächst mit einer begriffsgeschichtlichen Beobachtung: Bevor das Vorurteil in der Aufklärung seine negative Konnotation erhielt, bedeutet Vorurteil nämlich lediglich »ein Urteil, das vor der endgültigen Prüfung aller sachlich bestimmenden Momente gefällt wird« (GS I, S. 275). Ein solches Urteil ist nicht zwangsläufig ein falsches Urteil, da auch ungeprüfte Urteile selbstverständlich wahr sein können. Wenn ein Vorurteil also sowohl wahr als auch falsch

sein kann, so lassen Vorurteile ebenso eine negative wie eine positive Akzentuierung zu, und es ist wichtig anzuerkennen, dass es auch *préjugés légitimes*, legitime Vorurteile, gibt. Die Aufwertung des Vorurteils bietet Gadamer die Möglichkeit, Verstehen als etwas zu behandeln, das nie von einem voraussetzungslosen Ausgangspunkt (gleichsam einem archimedischen Punkt, wie ihn Descartes mit Hilfe seines methodischen Zweifels anstrebte) ausgeht. Vielmehr beruht Verstehen immer auf einem Vorverständnis, das vorläufig und partiell sein kann. Ein solches Vorverständnis ergibt sich, weil wir z.B. in eine Sprachgemeinschaft hineingeboren werden, in verschiedene Traditionen eingebunden sind oder von einem bestimmten Weltverständnis (Kulturen, Religionen) geprägt werden etc. Das Vorverständnis ist die Grundlage für unser Verstehen; es ist aber nicht unveränderlich, sondern es beinhaltet reversible Annahmen, die sich beständig verändern, die aufgegeben oder ergänzt werden können. Der Prozess des Verstehens orientiert sich dabei am (impliziten) Ziel, Vollständigkeit zu erreichen, auch wenn dies letztlich unerreichbar ist. Dennoch ist es Absicht jeglichen Verstehens, das eigene Vorverständnis dahingehend zu verbessern, dass ein kohärentes Ganzes ermöglicht wird.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb es Ziel der philosophischen Hermeneutik ist, die Bedeutung von Zusammenhängen sichtbar zu machen, und warum es ihr nicht primär darum geht, Widersprüche aufzudecken. In diesem Ansatz weist sie Ähnlichkeit zu einem Prinzip auf, das sich in der analytischen Philosophie Ende der 1950er Jahre entwickelt hat, dem *principle of charity*, das von einer guten Interpretation verlangt, dass sie einem Autor immer Rationalität und das bestmögliche Argument unterstellt. Philosophische Hermeneutik fasst Vorurteile als Herausforderung auf, die einen produktiven Verständigungsprozess über deren Richtigkeit initiieren.

Noch ein letzter Punkt verdient Erwähnung. Verstehen ist Gadamer zufolge nicht nur durch unsere Vorurteile vorstrukturiert, sondern auch durch die Geschichtlichkeit unseres Verstehens. Jede Verstehensperspektive ist dadurch begrenzt, dass sie in einen bestimmten historischen Kontext eingebunden ist. Es ist kein allwissender, objektiver Standpunkt möglich, sondern unser Verstehen muss stets als etwas Endliches und Reversibles aufgefasst werden. Diese Begrenztheit muss aber nicht negativ gedeutet werden. Die philosophische Hermeneutik erkennt in der geschichtlichen Begrenztheit eine produktive Offenheit. Sie ermöglicht es, den Verstehensprozess als prinzipiell unabschließbar anzusehen, da eine Äußerung, ein Text oder ein Kunstwerk immer wieder aus einer neuen geschichtlichen Perspektive heraus gedeutet und erschlossen werden können. Sprachliche Äußerungen können einen Sinn haben, der sich nie erschöpfend bestimmen lässt; ja der Sinn einer Äußerung kann selbst ihrem Urheber nicht vollständig evident sein, wenn er sich im Unklaren darüber befindet, was er damit eigentlich meint. Auch Texte sind genuin offen, so dass keine Auslegung die letztgültige ist, sondern verschiedene zulässig und begründbar sind und wir durch alternative Deutungen unser Textverständnis vertiefen und erweitern können. Dabei ist es in Gadamers Augen niemals möglich, die verschiedenen Voraussetzungen und Hinter-

gründe der Dialogpartner vollständig zur Deckung zu bringen. Auf die unvermeidbaren und unauflösbaren Unterschiede zwischen den Dialogpartnern reagiert die Hermeneutik mit dem Dialog. Dadurch werden ursprünglich getrennte Verständigungshorizonte miteinander ins Gespräch gebracht und auf diese Weise wird eine Vermittlung ermöglicht. Aber auch wenn sich durch das Gespräch Differenzen und Nichtverstehen niemals vollständig auflösen lassen, so ist es doch möglich, das Verständnis durch das Aufdecken und Diskutieren von Unterschieden zu verbessern und zu erweitern.

Zum Schluss möchte ich noch einen kurzen Blick auf Gadammers Umgang mit Platon werfen. Nach der Skizze der philosophischen Hermeneutik ist begreiflich, aus welchen Gründen das Sokratische Gespräch, wie wir es aus Platons Dialogen kennen, für Gadamer ein paradigmatischer Fall für ein philosophisches Gespräch ist und warum sich daran exemplarisch nachvollziehen lässt, was Verstehen für Gadamer bedeutet. Die platonischen Dialoge bilden eine außergewöhnliche philosophische Textgattung, weil sie anders als viele andere philosophische Werke nicht traktatartig formuliert sind, sondern sie (oftmals realistische) Dialoge sind, in denen Platon meist seinen Lehrer Sokrates als Gesprächspartner von anderen Athener oder auswärtigen Gästen auftreten und in ein munteres Spiel von Frage und Antwort über eine gemeinsame Ausgangsfrage oder ein Problem verwickeln lässt, das allzu oft mit offenem Ausgang endet. Zum philosophischen Umgang mit Platons Schriften ist vieles zu sagen, und es wurden und werden sehr kontroverse Positionen dazu vertreten. Gemeinsame Schwierigkeit dabei ist, dass sich den Dialogen wegen ihrer Textform nicht ohne weiteres entnehmen lässt, welche Position Platon zu den verhandelten Problemen einnehmen wollte, was er für wahr und was er für falsch hielt. Die vielen Um- und womöglich Irrwege, auf die uns das Frage-&-Antwort-Spiel des Sokrates führt, die aporetischen Schlüsse der einzelnen Dialoge, die Uneindeutigkeiten, die der formulierte Text bereithält: All dies macht es Lesern und Hörern der platonischen Dialoge schwer – um nicht zu sagen: unmöglich –, dem Text ein eindeutiges Verständnis zu entnehmen.

Für Gadamer bedeutet dies zweierlei: Zum einen repräsentieren die platonischen Dialoge in nahezu idealtypischer Weise, wie sich ein philosophisches Gespräch gestalten sollte – ein solches Gespräch hat beinahe den Charakter eines Spiels, das sich in Form von Frage und Antwort zwischen den Gesprächspartnern entspinnt, die im gegenseitigen Austausch ihre Vorverständnisse artikulieren und prüfen und die dadurch ihr Verständnis vertiefen und verändern, um den Sinn des Ganzen besser zu erfassen als zuvor. Zum anderen fasst Gadamer die platonischen Dialoge nicht als abgeschlossene Verständigungsprozesse auf, in denen Platon das Verfertigen philosophischer Argumentationen auf bildliche Art in Szene setzt. Vielmehr versteht Gadamer die Dialoge Platons als philosophische Texte, die auch uns heute noch direkt ansprechen und zum Gespräch auffordern, und durch deren Auslegung wir den Dialogen neues Leben geben und deren Verständnis erweitern. Ich schließe mit einem Zitat, das dies prägnant zum Ausdruck bringt: »[...] der philosophische Gegenstand ist nicht wie der der Erfahrungswissenschaft gegeben, sondern er wird erst und immer aufs neue aufgebaut,

wenn man ihn denkend zu vollziehen versucht. [...] Es scheint mir eine These, die für den Platoniker kaum einer Begründung bedürftig ist, daß nur der Angeredete wirklich versteht. Wer hat denn gesagt, daß Sokrates, wovon auch immer er zu reden anfange, schließlich jeweils den zur Rede stelle, den er gerade vor sich habe, und daß er ihn zur Rechenschaftsabgabe zwingt? Der methodische Primat, den das gestaltete literarische Gespräch für die philosophische Interpretation Platons besitzt, beruht auf dem gleichen Grunde. *Hier sind wir es selber, dank der bis zum heutigen Tage wirksamen Kunst der platonischen Dialogdichtung, die sich als der Angeredete und als der Zur-Rede-Gestellte finden. Wir verstehen, weil man uns etwas zu verstehen gibt*« (GS VI, S. 132; meine Hervorhebung).

Die Autorin über sich und das Ökumenische Studentenwohnheim

Das erste Mal gehört habe ich vom Ökumenischen Studentenwohnheim durch meine Eltern, als sie von einem Treffen mit Dietrich Ritschl und seiner Frau nach Hause kamen und mir von einem ganz besonderen Studierendenwohnheim in Heidelberg vorschwärmten. Ich ging damals noch in Basel zur Schule, hatte aber bereits feste Pläne, nach der Matur in Heidelberg mit meinem Studium in Philosophie und Politikwissenschaft zu beginnen. Und zu meinem großen Glück bekam ich eine Zusage für den erhofften Platz im Ök! Einen besseren Start in das aufregende neue Leben auf eigenen Beinen hätte ich mir nicht vorstellen können. Ich wohnte von 1999 bis 2001 in der Plankengasse, das erste Semester im Doppelzimmer unterm Dach. Nach dieser Zeit zog ich für zwei Jahre in die nähere Ferne: zuerst für ein Jahr nach Paris, wo ich am *Institut d'Etudes Politiques* nochmals in eine in vielerlei Hinsicht andere akademische Welt hineinschnuppern konnte. Im Anschluss ging es für ein weiteres Jahr in meine zweite Heimat, in die Schweiz, und hier widmete ich mich nun ganz der Philosophie. 2003 kehrte ich nach Heidelberg zurück, bis ich 2005 mein Studium mit dem Magister abschloss. Die Promotion brachte dann – der Dokoreltern wegen – einen Wechsel nach Hamburg mit sich. In meiner Doktorarbeit habe ich ein Thema der theoretischen Philosophie Platons behandelt. Es geht um die Analyse zweier Argumente, die Platon in seinem Spätdialog *Parmenides* formuliert hat und die als Einwand gegen die von ihm selbst in früheren Dialogen entwickelte Annahme von Ideen verstanden werden können. Mit diesen Argumenten wird somit die Frage virulent, wie die Ideenannahme wohl zu verstehen ist und ob sie (auch in Platons Augen) zu unlösbaren Schwierigkeiten führt. Das Besondere an meiner Arbeit war der Versuch, den platonischen Text und die Argumente mit Hilfe von Ansätzen und der Begrifflichkeit der analytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts zu analysieren. Nachdem ich 2007 noch einen Gastaufenthalt in Berkeley verbracht habe, schloss ich meine Promotion 2009 ab. Seit 2008 arbeite ich als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Antike Philosophie an der Goethe-Universität Frankfurt/Main. Im Wintersemester 2011/12 war ich als Fellow an der Graduate School of Ancient Philosophy in München, was mir vor allem dazu diente, mich für ein halbes Jahr hauptsächlich mit meinem Habilitationsprojekt zur Zurechnungslehre des Aristoteles zu befassen.

Helle Heidelberger Köpfe

Das Dreigestirn Bunsen, Kirchhoff und Wolf*

Gerhard Ackermann

Beuth-Hochschule für Technik Berlin – University of Applied Sciences

Zusammenfassung

Aus dem Fundus Heidelberger großer Naturwissenschaftler werden drei herausragende Persönlichkeiten in Leben und Wirken dargestellt, die in den Naturwissenschaften für einen Umbruch und Aufbruch sorgten. Kirchhoff und Bunsen entwickelten in Heidelberg die Spektralanalyse, durch die die moderne Astrophysik in die Lage versetzt wurde, das moderne Weltbild des Kosmos zu entwickeln. Einer der ersten, der dieses erkannte und die Spektralanalyse in der Astrophysik angewandt hat, war der Heidelberger Astronom Max Wolf, dessen Analysen von Spektren planetarischer Nebel vorgestellt werden.

1. Einleitung: Die Auswahl

Die Auswahl an herausragenden Naturwissenschaftlern der Heidelberger Universität in Vergangenheit und Gegenwart ist groß und nicht nur WOLF, KIRCHHOFF und BUNSEN, um die es gehen wird, hätten gewählt werden können. In jüngerer Vergangenheit wären aus den 60er Jahren JENSEN und HAXEL für ihre Arbeiten an einem Modell des Atomkerns zu nennen, für die JENSEN im Jahre 1963 den Nobelpreis bekam. Eigentlich, etwas weiter zurück, müsste man auch LENARD nennen, dessen Arbeiten über Elektronen, die damals „Kathodenstrahlen“ genannten wurden, ihm 1905 den Nobelpreis einbrachten. Er hätte zu den ganz großen Physikern gezählt, hätte er sich nicht später dem Nationalsozialismus zugewandt und eine „Deutschen Physik“ gefordert und entwickelt. Er war ein vehementer Gegner EINSTEINS und seiner Relativitätstheorie, die er als „jüdisch“ verunglimpfte. Wir gehen mit unserer Auswahl etwas weiter zurück.

Ein wichtiger Grundstein der modernen Astrophysik und Physik war die Entwicklung der Spektralanalyse durch KIRCHHOFF und BUNSEN. Der Beginn der Astrophysik in Heidelberg trägt den Namen von Max WOLF.

2. Optik und Astrophysik um 1850

Die Astronomie hatte sich in den zwei Jahrhunderten, die seit der Entdeckung des Fernrohrs vergangen waren, sehr gewandelt. Konnte man vor 1609 ohne Fernrohr mittels Mauerquadranten und Sextanten nicht mehr als die Helligkeit schätzen und die Positionen von Sternen und deren Veränderung messen und daraus z.B. Bahnen der Planeten ableiten, so war es mit der Erfindung des Fernrohrs in Holland um 1560 möglich, neue Details bei den Sternen, vor allem aber bei den nahen Planeten und dem

* Vortrag gehalten am 7. Juli 2012 anlässlich des Symposiums HELLE HEIDELBERGER KÖPFE

Das Dreigestirn Bunsen, Kirchhoff und Wolf

Mond zu entdecken. Galilei (1609) beobachtete als Erster die Monde des Jupiter, die Krater und Gebirge auf dem Mond, fand die Phasen bei der Venus ähnlich denen des Mondes und löste die Milchstraße in Einzelsterne auf. Das alles brachte ihm ja dann auch die Schwierigkeiten mit der Katholischen Kirche ein.

Um 1850 war die Optik so weit entwickelt, dass verbürgte Beobachtungsergebnisse von Sternen, vor allem von der Sonne, vorlagen.

Fraunhofer hatte Anfang des 19. Jahrhunderts das Spektrum der Sonne analysiert und etwa 600 merkwürdige dunkle Linien gefunden, die er sich nicht erklären konnte. „Spektrum“, so nennt der Physiker das Farbenband, in welches das Sonnenlicht durch Brechung – z.B. beim Durchgang durch ein Prisma – zerlegt werden kann. Wir sehen das Spektrum immer als Regenbogen – im Regentropfen gebrochenes Sonnenlicht. Da die Herkunft der Linien unbekannt war, wurden sie von Fraunhofer erst einmal katalogisiert und mit fortlaufenden Buchstaben bezeichnet: A, B, C, D, Berühmt sind die D-Linie und die K- und H-Linie, auf die wir dann noch zu sprechen kommen. Dass man von „Linien“ im Spektrum spricht, hat mit der Beobachtungstechnik zu tun. Man grenzt das in ein Prisma eintretende Licht durch einen nicht zu breiten Spalt ein. Kommt eine bestimmte Farbe in dem Licht nicht vor, dann beobachtet man nach Durchgang durch das Prisma an der Stelle statt einer bestimmten Farbe zwischen blau und rot ein dunkles Spaltbild, eine sogenannte dunkle „Linie“. Die dunklen Linien, die Fraunhofer beobachtete, bedeuten also, dass bei dieser Farbe kein Licht von der Sonne kommt. Spektren, die man im Labor von Kerzen, glühenden Eisenstücken oder ähnlichen Dingen erhält, zeigen immer ein von „Rot“ nach „Blau“ völlig durchgehendes Spektrum. Beobachtet man aber mit dieser Technik eine Energiesparlampe, die nichts anderes als geringfügige Mengen von Quecksilberdampf enthält, dann sieht man eng begrenzte farbige Linien im Grünen, Blauen und Gelben – wie im Vortrag gezeigt wurde. Das war zu Zeiten Kirchhoffs und Bunsens nicht bekannt. Und so waren auch die dunklen Linien in der Sonne ein Rätsel. Dieses Rätsel haben Kirchhoff und Bunsen gelöst.

3. Bunsen

Als Bunsen, Kirchhoff und Wolf auf eine Professur in Heidelberg berufen wurden, waren sie alle schon bekannte Forscher und Wissenschaftler. Ihre wesentlichen Arbeiten, die ihren Ruhm begründeten, entstanden aber in Heidelberg.

Robert Wilhelm Bunsen, Sohn eines Göttinger Philosophieprofessors, durchlief eine steile Hochschulkarriere, die aber in den damaligen Zeiten nicht so ungewöhnlich war, wie sie uns heute erscheint. Er immatriulierte sich in der Göttinger Universität mit 17 Jahren und studierte nicht nur Chemie sondern auch Physik und Mathematik und auch Geologie, Botanik, Anatomie und Technologie. Bunsen meinte:

„Ein Chemiker, der nicht gleichzeitig Physiker ist, ist gar nichts.“ (1)

Eine Preisaufgabe über Hygrometer, die er während des Studiums mit Bravour löste, war die Grundlage zu seiner Promotion.

Bunsen promovierte 1831 mit 20 Jahren. Nach dem Studium reiste er zur Vervollkommnung seiner Studien und, um Verbindungen zu knüpfen, durch die europäische Welt. Er besuchte Berlin, Paris, Heidelberg, Wien und Prag und reiste nach Italien. Er benutzte die damals üblichen Reisemittel: er ging zu Fuß, was er gerne und häufig bis ins hohe Alter tat, er benutzte die Postkutsche und später auch die ersten Züge. Über die Erfahrungen mit der Postkutsche schreibt er:

„Die Gegenstände fliegen bei dieser Art zu reisen so schnell an einem vorüber, dass man sich erst an den gehäuften Wechsel von Eindrücken gewöhnen muss, um sie mit gehöriger Aufmerksamkeit und ohne eine Art Betäubung ertragen zu können.“ (2)

Auf dem Wege von Paris in die Schweiz und nach Österreich schildert er die ersten Eindrücke mit der Eisenbahn:

„Wir hatten kaum das Frühstück beendet, als schon alles herauslief, um den wunderbaren Dampfwagen zu sehen, welcher sich aus der Ferne majestätisch auf uns zu bewegte. Befremdender gibt es gewiss keinen Anblick, als den dieser lokomotiven Dampfmaschine... Es gibt in der Tat nichts Wohlfelieres und Bequemerer als das Reisen ‚à la vapeur‘, und ich glaube, die Zeit ist nicht fern, wo man auch in Deutschland anfangen wird, die Pferde durch den Dampfwagen zu ersetzen.“ (2)

Auf seinen Reisen traf und arbeitete er mit vielen damals berühmten Kollegen, mit Gmelin (Heidelberg), Henry Victor Regnault und Gay Lussac (Paris), er arbeitete im pharmazeutischen Labor bei Gaultier de Claubry. Nach 17 Monaten kehrte er nach Göttingen zurück.

In Göttingen habilitierte er sich schon nach weiteren drei Monaten am 25.1. 1834 mit der Promotionsarbeit und mit einer Arbeit über Eisen-Cyan-Verbindungen. Mit 22 Jahren war er Privatdozent in Göttingen.

Er bekam 1836 einen Ruf an die „Höhere Gewerbeschule“ in Kassel als Lehrer der Chemie und chemischen Technologie. Dort befasste er sich u.a. mit der besseren Nutzung des Brennmaterials bei Hochöfen. Man sieht, wie weit seine Interessen reichten.

Von Kassel wechselte Bunsen auf Wunsch des Landesherrn und nicht auf Wunsch der Universität nach Marburg. Dort fand er ein Gegengift bei Arsenvergiftungen, was ihn als Chemiker berühmt machte. Für seine Vorlesungen und Laborübungen entwickelte er das Bunsenelement, eine Batterie, bei der die teure Platinelektrode durch Kohle ersetzt wurde. Er entwickelte auch das Fettfleckphotometer zur Bestimmung von Helligkeiten durch Vergleich. Bunsens weite Interessen sind erstaunlich. Die Universität gewann durch ihn an internationaler Reputation. Bunsen blieb bis 1850 in Marburg und war ein begnadeter Hochschullehrer und Experimentator. John Tyndall (Tyndall-Effekt) schreibt nach einem Besuch in Marburg:

„Die hervorragendste Erscheinung an der Universität war Bunsen. Ich blicke auf ihn zurück als auf den Mann, der meinem Ideal eines Universitätslehrers am nächsten kommt.“ (2)

Er ging von Marburg nach Breslau, mit einigem Zögern, aber auch vom preußischen Staat gelockt mit viel Geld für ein neues Labor. In Breslau hat es Bunsen nicht sehr lange gehalten. Aber er traf und schätzte als einzigen Kollegen dort Kirchhoff, der ein Jahr vorher berufen war. Das beruhte auf Gegenseitigkeit, wie wir sehen werden, und war die Urzelle der gemeinsamen späteren Forschungsarbeiten. Bunsen ging drei Semestern später nach Heidelberg auf den Lehrstuhl von Gmelin. Bunsen bekam dort ein neues Labor mit Gasanschluss und entwickelte für seine chemischen Versuche den Bunsenbrenner, eine Gasbrenner mit regelbarer Luftzufuhr. Sofort nach seiner Berufung wurde Bunsen der Titel eines „Großherzoglichen Hofrats“ verliehen. Das war damals nicht nur eine Ehre sondern ein wesentliches Requisit, um Einladungen bei hochgestellten Persönlichkeiten zu bekommen und damit die Möglichkeit zu haben, Verbindungen zu knüpfen. Sein Gehalt war sehr hoch, 2700 Gulden im Jahr, Labormittel waren 750 Gulden. Mit Bunsen stieg das Interesse an Heidelberg auch im Ausland, was zu vielen Immatrikulationen von ausländischen Studierenden führte.

Bunsen war von Heidelberg begeistert. Er schrieb an Freunde:

„... es lebt sich himmlisch in Heidelberg!“ (1)

1854 holte er Kirchhoff nach Heidelberg. Im Kollegenkreis hieß es:

„Bunsens größte Entdeckung war Kirchhoff“ (1)

4. Kirchhoff

Gustav Robert Kirchhoff war ein sehr bescheidener oft übertrieben selbstkritischer Mensch. In seinem Berufsleben wurde er oft von der Sorge getrieben, den an ihn gestellten Forderungen nicht gerecht werden zu können. Tatsächlich war er von den drei Forschern, über die berichtet wird, wohl der erfolgreichste, ein Genie.

Gustav Robert Kirchhoff stammt aus Königsberg. Er wurde dort am 12. März 1824 geboren. Er studierte an der Universität Königsberg bei dem Astronomen und Mathematiker Friedrich Wilhelm Bessel (Besselfunktionen), bei Karl Gustav Jakob Jacobi (Jacobi'sche Differentialgleichung) und Physik bei Franz Ernst Neumann.

Dass auch ein so großer Forscher Startschwierigkeiten mit dem Studium hatte, mag manchen Studierenden, der sich mit den Anfangsgründen der höheren Mathematik herumschlagen muss, tröstlich sein. Er war sich auf Grund seiner Bescheidenheit häufig in seinem wissenschaftlichen Leben unsicher, ob er den an ihn gestellten Anforderungen wohl gerecht werden könne. So schrieb Kirchhoff zu Studienbeginn an seinen Bruder Otto nach Berlin:

„Ich bin jetzt in einer Periode, in welcher ich an allen meinen Fähigkeiten zu zweifeln beginne; und mehr als einmal habe ich mir die Frage vorgelegt, ob ich wirklich einen Beruf für die Mathematik habe und nicht besser täte, dieses Studium ganz aufzugeben, das mir bisher doch soviel Freude gemacht hat.“ (3)

Diese Einschätzung änderte sich sehr schnell. Auch Kirchhoff erreichte in kürzester Zeit die Promotion. Auch Kirchhoff löste vor der Promotion eine Preisaufgabe, und zwar

über die Induktionskonstante. Aber schon vor der Promotion war er mit einer Arbeit über die Verteilung von Strömen in einem elektrischen Netzwerk hervorgetreten. Heute kennt jeder Elektrotechnik- oder Physikstudent diese Ergebnisse unter dem Namen der Kirchhoff'schen Regeln. Im Jahr 1847 wurde er mit 23 Jahren promoviert.

Auch Kirchhoff hatte nach dem Abschluss der Promotion – wie Bunsen – vor, die erreichbare wissenschaftliche Welt zu bereisen, um andere Labore, Universitäten und Kollegen kennenzulernen und die Studien zu vervollständigen. Kirchhoff kam aber nur bis Berlin und studierte u.a. bei Magnus. Durch seine Arbeit über Stromverteilung in Leitern und Netzwerken war er kein Unbekannter, als er nach Berlin kam. Er arbeitete in Berlin auch an ganz anderen Fragen. Zum Beispiel studierte er die sog. Chlad'nischen Figuren, ein Thema aus der Mechanik (Elastizität).

Kirchhoff hatte immer mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen. Der Staat stellte ihm nicht ausreichende Reisemittel zur Verfügung. An eine Weiterreise nach Paris war nicht zu denken, er musste sich habilitieren, um als Privatdozent Einnahmen zu erzielen. Kirchhoff stellte im Mai 1848 einen Antrag auf Habilitation an die Berliner Fakultät und reichte seine Dissertation und die Arbeiten zu den „Kirchhoff'schen Regeln“ ein. Es gab, wie bei Bunsen, keine gesonderte Habilitationsschrift. Im Juli des gleichen Jahres wurde er habilitiert. Ein Habilitationsverfahren, das nicht länger als knapp zwei Monate dauerte!!

Es ist überraschend, wie sehr die Lebenswege der beiden Wissenschaftler Kirchhoff und Bunsen bis zum Abschluss der Studien sich ähneln. So wurde Kirchhoff Privatdozent in Berlin, zunächst ohne festes Einkommen.

Kirchhoff erfuhr, dass in Breslau der Extraordinarius Frankenheim auf ein Ordinariat berufen werden sollte. Deshalb schrieb Kirchhoff an die Behörde und bewarb sich auf die freiwerdende Stelle in Breslau – und wurde auch tatsächlich berufen. Sein Jahresgehalt betrug 400 Taler, womit man offenbar nicht gut leben konnte. Kirchhoff war zu diesem Zeitpunkt 25 Jahre. Der Anfang in Breslau war nicht einfach wegen der geringen Bezahlung und wegen der schwierigen Persönlichkeit Frankenheims, mit dem er im Physikalischen Kabinett der Universität als Codirektor fungierte. Das passte Frankenheim nicht.

Aber er hatte in Breslau auch Freunde, vor allem Bunsen, der einige Jahre älter war und schon zwei Jahre später nach Heidelberg berufen wurde. Kirchhoff schreibt an seine Mutter:

„Mein Aufenthalt in Breslau ist mir neuerdings angenehmer geworden durch die Besetzung der Professur der Chemie ... Zu Anfang des Semesters kam der neue Chemiker Professor Bunsen, früher in Marburg, hier an; über seine Berufung freue ich mich ungemain, weil ich in ihm einen ausgezeichneten Fachgenossen erhalten habe und weil er ein Mensch von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit ist.“ (3)

Nachdem Bunsen zum Wintersemester 1852/53 nach Heidelberg berufen wurde und die Querelen mit Frankenheim nicht aufhörten, war er sehr an einem Ruf an eine an-

dere Universität interessiert. Als Jolly drei Semester später von Heidelberg nach München berufen und seine Stelle in Heidelberg frei wurde, schlug Bunsen neben anderen Physikern in der Fakultätssitzung auch Kirchhoff vor. Nach der Sitzung schrieb er am nächsten Tag an den Freund nach Breslau:

„Die gestrige Fakultätssitzung ist auf eine in den Annalen der Fakultät noch nie dagewesene Weise verlaufen. Sie sind nämlich einstimmig und allein von der Fakultät zum Nachfolger Jollys vorgeschlagen worden. Morgen geht mein zwei Bogen langer Fakultätsbericht samt den Sie empfehlenden Briefen von Weber, v. Ettingshausen, Regnault u.a., denen dieses Resultat besonders zu verdanken ist, nach Karlsruhe ab. Vermeiden Sie in Ihrer Antwort an das Ministerium jede Äußerung einer unzeitigen Bescheidenheit (im Original unterstrichen, K.D.).“ (2)

Bunsen kannte die sprichwörtliche Bescheidenheit Kirchhoffs und wollte vorbeugen.

5. Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg

Kirchhoff hat sich in Heidelberg sehr schnell eingelebt. Man war erstaunt über den sehr jungen, schlanken, fast schüchternen Wissenschaftler, der von Bunsen so warm empfohlen worden war. Sein Humor machten ihn bald zu einem beliebten Kollegen. Die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen waren dem zurückhaltenden Kirchhoff eher eine Last, aber es gefiel Kirchhoff sehr in Heidelberg. Wichtig waren die täglichen Spaziergänge mit Bunsen durch Heidelberg, wobei sie immer wissenschaftliche Gespräche führten.

Wenig zufrieden war Kirchhoff mit den Arbeitsbedingungen, über die er sich sehr beklagte. Er war mit seinem Institut im Haus „Zum Riesen“ untergebracht, in dem auch Helmholtz arbeitete. Er forderte einen neuen Hörsaal für mindestens 60 bis 80 Hörer und dieser sollte nach Süden liegen, damit man die Sonne zu Experimenten nutzen konnte. Der Antrag wurde dann auch Anfang der 1860er Jahre umgesetzt. Da war die große Entdeckung schon gemacht.

6. Entwicklung der Spektralanalyse

Wir nähern uns jetzt der Entdeckungen, die durch Kirchhoff und Bunsen schließlich zur Entwicklung der Spektralanalyse führten, von zwei Seiten. Wir sind gerade bei Kirchhoff und bleiben noch einen Moment bei den optischen Ansätzen.

Wie oben erwähnt hat Fraunhofer die dunklen Linien im Sonnenspektrum entdeckt und bezeichnete sie mit fortlaufenden Buchstaben A, B, C, D, Kirchhoff bestimmte in Heidelberg den Brechungsindex verschiedener Gläser, indem er die Brechung durch ein Glasprisma bei einer bestimmten Farbe (Wellenlänge) maß. Ein einfaches Verfahren war es, die Sonne für diesen Zweck zu benutzen und die Messungen bei einer der bekannten dunklen Linien durchzuführen. Dazu eignete sich z.B. die sehr deutliche D-Linie des Sonnenspektrums gut. So wusste jeder Fachgenosse, wie man den Wert reproduzieren konnte.

Bunsen experimentierte bei der chemischen Analyse mit Flammfärbungen, die bestimmte Stoffe hervorrufen, wenn man sie in einer möglichst farblosen heißen Flamme verdampft. So wird die Flamme durch Natriumsalze, z.B. Kochsalz, gelborange gefärbt, durch Kupfersalze grün und durch Kobaltsalze blau. Bunsen führte diese Experimente mit dem nach ihm benannten Bunsenbrenner durch, der diese Aufgabe einer fast farblosen Flamme gut erfüllte. Die beobachteten Färbungen konnten so eindeutig den Salzen und Elementen in den Salzen zugeordnet werden. Die Ergebnisse waren *dann* nicht eindeutig, wenn sich in den Proben zu viele Elemente vermischt befanden.

Es kann nicht verwundern, dass die Untersuchungsmethoden der beiden Forscher schließlich zusammenkamen. Die Legendenbildung sagt, dass die beiden bei der Beobachtung des Sonnenuntergangs auf die Idee kamen; andere sagen, bei der Betrachtung des Heidelberger Feuerwerks anlässlich einer Schlossbeleuchtung. Möglicherweise war es ja auf einem der vielen gemeinsamen Spaziergänge, dass Kirchhoff den Vorschlag machte, die leuchtenden Flammen mit seinem Spektralapparat zu untersuchen. Der erste Spektralapparat bestand aus Teilen, die im Labor vorhanden waren und offensichtlich schnell zusammengebaut werden konnten. Als dann alles funktionierte, ist dieses erste Gerät wieder auseinandergebaut worden und von der Firma Steinheil, München, nach den Vorschlägen von Kirchhoff durch ein besseres ersetzt worden. So ist die Originalapparatur nicht mehr vorhanden. Ein Nachbau befindet sich im Archiv der Heidelberger Universität. (4)



Abb.1: Kirchhoffs Spektralapparat (Fa. Steinheil, München) (4)

In den oberen Fenstern des Hauses „Zum Riesen“ wurden die ersten Messungen gemacht. Um zu sehen, ob die Linien, die man im Spektrum der durch einen Stoff, z.B. Natrium, gefärbten Flamme sieht, mit den Fraunhoferlinien übereinstimmen, wurde

Das Dreigestirn Bunsen, Kirchhoff und Wolf

das Sonnenlicht durch die Bunsenflamme ebenfalls in den Spektralapparat geleitet. Es zeigte sich, dass die helle Natriumlinie der Laborflamme mit der dunklen Fraunhofer Linie D auf der Sonne völlig übereinstimmte. Zudem wurde die von der Sonne stammende dunkle Linie umso dunkler, je heller das Sonnenlicht war. Man hatte erwartet, dass die dunkle Linie von der hellen Laborlinie überstrahlt wurde. Die Überraschung war perfekt. Kirchhoff soll gesagt haben: „... *das ist entweder Unsinn oder eine ganz große Sache.*“ (2)

Nach anderer Überlieferung, die auch so von Boltzmann überliefert wurde: „*Mit diesen Worten: ‚das scheint mir eine fundamentale Geschichte‘ verließ er das Zimmer und am nächsten Tag hatte er die Ursache gefunden.*“ (3)

Die dunkle Linie auf der Sonne sagt nicht etwa, dass dort kein Natrium ist, sondern, dass das Licht der Sonne in deren äußeren Atmosphäre durch Natrium absorbiert wird. So interpretierte Kirchhoff das Experiment am nächsten Tag. Daraus leitete er den wirklich ganz fundamentalen Satz ab, dass das Verhältnis von Emissionsvermögen und Absorptionsvermögen für alle Körper gleich ist. Das ist der allen Physikern bekannte Kirchhoff'sche Satz.

Wie elektrisiert Kirchhoff und Bunsen selbst waren, wird aus einem Brief an Roscoe deutlich, einem Schüler Bunsens, mit dem er in regem Briefwechsel stand und der regen Anteil an den Untersuchungen nahm.

„Im Augenblick bin ich mit Kirchhoff mit einer gemeinschaftlichen Arbeit beschäftigt, die uns nicht schlafen lässt. Kirchhoff hat nämlich eine wunderschöne, ganz unerwartete Entdeckung gemacht, indem er die Ursache der dunklen Linien im Sonnenspektrum aufgefunden und diese Linien künstlich im Sonnenspektrum verstärkt und in linienlosen Flammenspektrum hervorgebracht hat, und zwar der Lage nach mit den Fraunhofer'schen identische Linien. Dadurch ist der Weg gegeben, die stoffliche Zusammensetzung der Sonne und der Fixsterne mit derselben Sicherheit nachzuweisen, wie wir Strontiumchlorid usw. durch unsere Reagenzien bestimmen“ (3)

Für Chemiker muss es eine wunderbare Entdeckung gewesen sein. Viele Stoffe, die chemisch nahe verwandt sind, haben ganz unterschiedliche Linien und lassen sich so sehr leicht nebeneinander bestimmen. Die Reaktionen der Entdecker waren enthusiastisch. Sie entdeckten neue Elemente wie das Rubidium und das Caesium, die durch purpurrote bzw. blaue Flammenfärbung und entsprechende Linien auffielen.

In Erinnerung an diese Entdeckung ist am Haus „Zum Riesen“ eine Gedenktafel angebracht. Der Text stammt von Lenard, dem ganz oben schon erwähnten Heidelberger Physiker, der in der ersten Hälfte Professor in Heidelberg war. Der Text lautet:

„In diesem Hause hat Kirchhoff 1859 seine mit Bunsen begründete Spektralanalyse auf Sonne und Gestirne gewandt und damit die Chemie des Weltalls erschlossen.“

Dieses ist nicht ganz richtig. Die Möglichkeiten hatten beide erkannt, aber sie haben nur die Sonne beobachtet und gemessen.

In der wissenschaftlichen Welt erregten die beiden Forscher mit ihren Entdeckungen große Aufmerksamkeit. Die Reaktionen der Öffentlichkeit unterschieden sich nicht von der, die heute bei manchen Entdeckungen der Physik oder Astrophysik zu beobachten sind: Interesse, Sensationslust, Unverständnis und Staunen. Kirchhoff und Bunsen konnten sich vor Besuchern nicht retten. Natürlich musste dem Landesherrn in einem Experimentalvortrag vorgetragen werden. Es stellten sich Besucher aus allen Gesellschaftsschichten ein.

Eine Frau v. Mohl schreibt an ihre Freundin:

„Bunsen hat mir die Sache auseinandergesetzt, ... Sie veranstalten diese Erforschung des Lichts in einer Art kleiner, vollkommen finsterner Küche, in welcher alle Gasarten der Welt sehr übel riechen – mittels eines kleinen Gashahns und eines Instrument, das einem Spektroskop gleicht. Das alles hat uns mit unermesslichem Interesse erfüllt.“ (3)

Kirchhoff berichtet:

„Ich habe es einem entfernten Bekannten von mir, einem Doktor der Philosophie, nicht verdacht, dass er mir bei einem Spaziergange neulich erzählte, ein verrückter Kerl wolle auf der Sonne Natrium entdeckt haben. Ich suchte diesem begreiflich zu machen, dass die Sache so unsinnig nicht sei, und dass es wirklich möglich sein müsse, von dem Licht, das der Körper aussende, auf die chemische Beschaffenheit desselben Schlüsse zu ziehen, aus dem Sonnenlicht also auf die Sonne. Dabei konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ihm zuzusagen, dass ich der verrückte Kerl sei.“(2,3)

Mit ihrer Entdeckung haben Kirchhoff und Bunsen damit das Tor zur Astrophysik aufgestoßen. Einer der ersten und sehr erfolgreichen Astronomen, der diese Methode auf die Sterne anwandte, war der Heidelberger Professor und Astronom Max Wolf.

7. Max Wolf

Max Wolf war der Sohn eines Heidelberger Arztes, wurde 1863 geboren und starb 1932. Er lebte also eine Generation später als die Erstgenannten. Die Familie wohnte in der Märzgasse 14. Das Wohnhaus existiert noch und eine Gedenktafel erinnert an Wolf. Den Eltern blieb der Berufswunsch des Sohnes nicht verborgen. Er sagte:

„Etwas anderes als Astronom kann man eigentlich nicht werden, höchstens noch Physiker.“ (4).

Tatsächlich studierte er auch in Heidelberg, und seine Eltern bauten ihm eine Privatsternwarte in der Märzgasse, die noch heute steht und wenigstens von außen angeschaut werden kann.

Anders als bei den eben geschilderten Wissenschaftlern verlief das wissenschaftliche Leben in etwas bekannteren zeitlichen Abfolgen. Wolf promovierte mit 25 Jahren. Bis zu dem Zeitpunkt war er aber mit seiner Sternwarte kein Unbekannter mehr. Mit 21 Jahren entdeckte er hier einen Kometen, der nach ihm benannt wurde. Nach der Promotion ging es aber wieder ungewöhnlich schnell weiter. Schon zwei Jahre später, nach einem wissenschaftlichen Aufenthalt in Stockholm, lehrte er an seiner Heimat-

Das Dreigestirn Bunsen, Kirchhoff und Wolf

universität und verließ Heidelberg nicht mehr. Er war der erste Direktor der neuen Sternwarte auf dem Königstuhl.

Die badische Regierung entschloss sich im Jahre 1880, die Mannheimer Sternwarte aufzugeben und eine neue in Heidelberg zu bauen. Sie wurde auf dem Königstuhl gebaut, und es gab anfangs zwei Direktoren. Das sogenannte Ostinstitut (Astrometrisches Institut) wurde von Karl Valentiner geleitet, das Westinstitut (Astrophysikalisches Institut) von Max Wolf. Wolf war seit 1893 Extraordinarius an der Heidelberger Universität und lebte, wie alle Astronomen damals, auf der Sternwarte in einem Dienstgebäude. Als dann Valentiner 1909 in Ruhestand ging, wurde Wolf Ordinarius und natürlich Geheimrat. Wir wissen, dass das für die Möglichkeiten, mit den richtigen Leuten ins Gespräch zu kommen, eine wichtige Voraussetzung war.

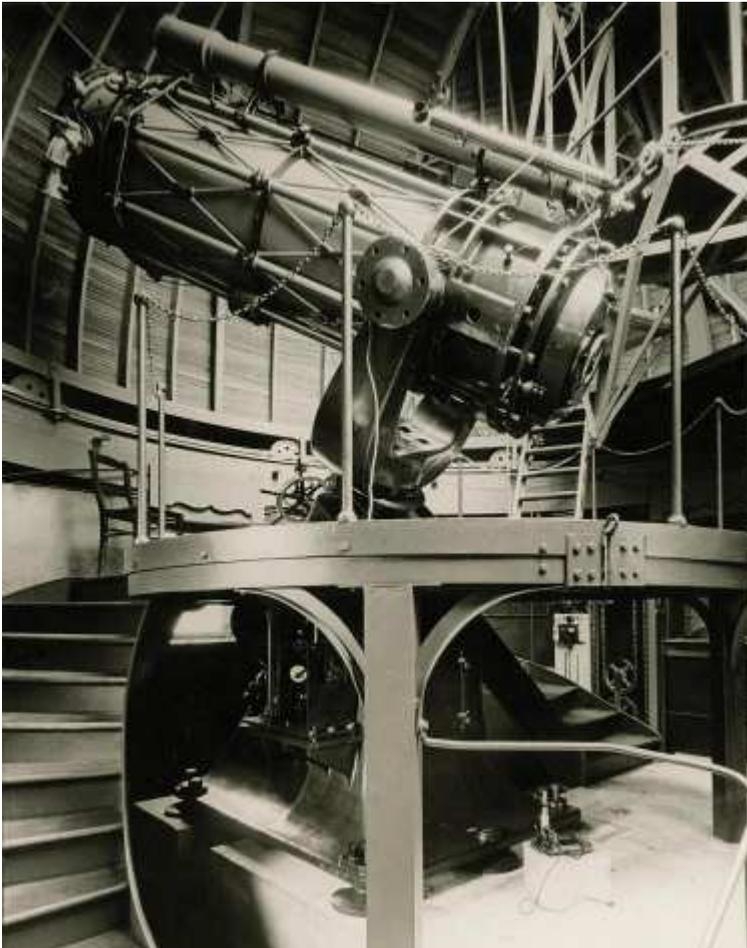


Abb.2: Waltz-Reflektor der Heidelberger Sternwarte (4)

Die Sternwarte verfügte seit 1906 über ein damals mit seinen 72 cm Durchmesser zu den größten Teleskopen zählendes Spiegelteleskop, den Waltz–Reflektor, beschafft mit privaten Stiftungsgeldern und das erste große Teleskop von Zeiss. Abbildung 2 zeigt das Teleskop (4). Mit dem von einer amerikanischen Spenderin, Mrs. Bruce, gestifteten Doppelrefraktor, einem Teleskop mit zwei parallelen 40 cm Linsenfernrohren, entdeckte Wolf unzählige Kleinplaneten, mit dem Reflektor den Nordamerikanebel im Cygnus und wiederentdeckte den Halleyschen Kometen. Die Photographie, die er intensiv einsetzte, machte die Entdeckung von hunderten Kleinplaneten möglich. Er nutzte die damals aufkommende Photographie zu einem Himmelsatlas.

Aber wir wollen an Kirchhoff und Bunsen anknüpfen.

Wolf machte sich die Möglichkeiten, welche die Spektralanalyse bot, zu Nutze. Dazu wurden Spektrographen der Firma Zeiss eingesetzt. Im Jahre 1911, aus dem die Veröffentlichung stammt, die ich zitiere (5), war die gesamte Quantenmechanik noch nicht so weit entwickelt, dass man sich alles erklären konnte, was man beobachtete.

In den Arbeiten werden die Linien aufgezählt, die in sogenannten „Planetarischen Nebeln“ gefunden werden. „Planetarische Nebel“ sind zirkumstellare Gaswolken, die, wie wir heute wissen, aus Explosionen des zentralen Sternes am Ende seines Lebens herühren. Sie umgeben den Stern wie „Planeten“. Ein etwas irreführender Name, der sich aber gehalten hat. Wolf fand Linien des Wasserstoffs, denn die Welt besteht im Wesentlichen aus Wasserstoff. Dann fanden sich aber auch ganz unbekannte Linien. War es ein neues, auf der Erde unbekanntes Element, wie das Helium, das auch erst im Spektrum der Sonne beobachtet wurde? Die merkwürdigen Linien beobachtete Wolf auch in anderen Planetarischen Nebeln, und die Fachwelt nannte das vermutlich neue Element „Nebulium“. Das Rätsel sollte sich später lösen. Es waren Linien des Sauerstoffs, die nach der Quantenmechanik eigentlich ‚verboten‘ sind, auf der Erde normalerweise deswegen nicht beobachtet werden können, die aber bei den extremen Verhältnissen im Weltraum dennoch emittiert werden.

Heute ist die Astrophysik ohne die Spektralanalyse nicht denkbar. Die Physiker leiten aus den Linien die gesamte Chemie und Physik eines Himmelsobjekts ab, also seine chemische Zusammensetzung, seine Oberflächentemperatur, die Dichte, Turbulenzen auf dem Stern, Geschwindigkeiten auf uns zu oder von uns weg, seine Zugehörigkeit zu einem Sternhaufen, zu einer Galaxis, schließlich auch sein Alter und zukünftige Entwicklung. Alles dieses verdankt die Wissenschaft den Heidelberger Forschern Kirchhoff und Bunsen und Astronomen wie Max Wolf, der die neuen Techniken sofort in die Beobachtungen eingeführt hat.

Literatur

Lockemann, Georg: Robert Wilhelm Bunsen, Wiss. Verlagsgesellsch. Stuttgart, 1949

Danzer, Klaus: „Robert W. Bunsen und Gustav R. Kirchhoff“, BG Teubner Verlag, Leipzig, 1972

Das Dreigestirn Bunsen, Kirchhoff und Wolf

Hübner, Klaus: „Gustav Robert Kirchhoff – das gewöhnliche Leben eines außergewöhnlichen Mannes.“, Archiv und Museum der

U Heidelberg, Moritz, Werner, Hrsg. Bd.16, Verlag Regionalkultur, 2010

Lemke, Dietrich: Im Himmel über Heidelberg“, Archiv der Max Planck Gesellschaft, Kazemi, Marion, Redaktion, Berlin, 2011

Wolf, Max: „Die Spektren zweier planetarischer Nebel“, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 35. Abhandlung, Heidelberg, 1911



Symposiumsteilnehmer in der Sternwarte Heidelberg

Der Brückenbauer

Es war ein langer Weg, bis Chaim Noll in Israel und im Judentum ankam. Der deutsch-israelische Schriftsteller hat nun eine Doppelheimat: Israel und die deutsche Sprache.

Von Stefan Seidel

Zweimal im Jahr – im Frühjahr und im Herbst – verlässt Chaim Noll seinen Heimatort in der israelischen Wüste und reist nach Deutschland, hält Vorträge und Lesungen. Die Wüste hat sich ihm eingezeichnet: Die Haut ist braungebrannt, der Körper drahtig, der Blick klar. Auf seinem Kopf trägt er eine kleine gehäkelte Kippa.

»Es ist manchmal schwer, Israel zu verlassen, wenn die Granatapfelbäume beginnen zu blühen«, sagte Chaim Noll vor einer Lesung im Mai in Leipzig. Es besteht kein Zweifel: Chaim Noll hat Wurzeln geschlagen in Israel. Dabei war sein Weg dorthin sehr lang und wechselvoll. Wie sein Volk hat auch Chaim Noll eine lange Wanderschaft hinter sich, bis er im gelobten Land Heimat finden konnte.

Am 13. Juli 1954 wurde er als Hans Noll im Osten Berlins geboren – als Sohn des bekannten DDR-Autors Dieter Noll. Er wurde sozialistisch erzogen bis er zerbrach an der »Erziehungsdiktatur der DDR«, wie er den vergangenen Staat nennt. Noll verweigerte 1980 den Wehrdienst, wurde in die Psychiatrie in Leipzig eingewiesen. »Ich kenne Leipzig aus einer Zeit, die sehr dunkel, aber auch sehr entscheidend war für mein Leben«, erinnert er sich.

Bald war für ihn klar: In der DDR gibt es keine Zukunft. Seine Texte waren zu DDR-kritisch. Kurz nachdem er seine Manuskripte in den Westen hat schmuggeln können, konnte er selbst nach Westberlin aussiedeln. »Mit einem Seufzer der Erleichterung habe ich damals die Entlassungsurkunde aus der DDR-Staatsbürgerschaft entgegengenommen«, erinnert er sich an das Jahr 1984. Nun konnte er frei schreiben, veröffentlichte Romane und Erzählungen.

Doch dann kam die Wende. Und mit ihr kamen die rechtsradikalen Übergriffe in vielen Städten. »Das hatte uns sehr erschüttert«, erinnert sich Noll. »Wir befürchteten, dass die wiedervereinigte Bundesrepublik ins Nationalistische abrutscht.« Mit seiner Frau, der Malerin Sabine Kahane, floh Noll 1992 in Richtung Rom. Hier entdeckte er endgültig das religiöse Judentum.

»Ich hatte schon immer mit Neugier die Geschichte des jüdischen Volkes studiert, in Rom begannen wir dann, regelmäßig in die Synagoge zu gehen.« Noll änderte seinen Vornamen als Bekenntnis zu seinen jüdischen Wurzeln in Chaim – das heißt »Leben«. »Es war ein langer Weg zurück zu einer positiven jüdischen Identität«, berichtet Noll, dessen Familie schon seit Generationen nicht mehr religiös war.

Die Auswanderung nach Israel 1994 war wie der Schlussstein seiner religiösen Biografie. Und ein neuer Anfang.

Seither lebt Chaim Noll im Wüstenstädtchen Sde Boker im Süden Israels. 1998 erhielt er die israelische Staatsbürgerschaft. Die dritte Staatsbürgerschaft in seinem Leben. Inzwischen hat er fünf in Israel geborene Enkelkinder.

Doch seine Sprachheimat bleibt deutsch. »Man kann sich als Schriftsteller in keiner anderen Sprache als der Muttersprache wirklich ausdrücken«, sagt Noll, der in Israel einige Zeit brauchte, um wieder deutsch zu lesen und zu schreiben. Heute sieht er Deutsch als eine jüdische Sprache, als die Sprache Theodor Herzls, Lion Feuchtwangers und Stefan Zweigs, denen er sich verbunden fühlt.

Chaim Noll möchte eine Brücke bauen, ein oft verzerrtes Bild vom jüdischen Staat geraderücken. »Das Israel-Bild in den Medien hier ist sehr simpel, stereotyp und unzutreffend«, klagt er. Er warnt vor den Gefahren des neuen Antisemitismus, der sich auch als Totalkritik an Israel äußere.

In seinen Erzählungen vermittelt Noll seine Sicht auf Israel. Und lässt die Leser teilhaben am Staunen über das Wunder, dass Israel wieder lebendig ist – allen Gefährdungen zum Trotz.

Rezension: Chaim Noll: Kolja. Geschichten aus Israel. Verbrecher Verlag Berlin 2012. 285 Seiten. 24 Euro.

Israelische Innenansichten

Was geschieht in Israel jenseits dessen, was die Schlagzeilen verlauten? Chaim Noll zeichnet in seinen 37 kleinen Erzählungen ein aufregendes Bild vom Alltag in einem der kleinsten und spannendsten Länder der Welt. Es ist ein emotionales Porträt, das sich dem Innenleben des jüdischen Staates annähert.

Noll erzählt ungekünstelt, berichtend, realistisch. Es ergibt sich ein fesselndes Zwiegespräch mit dem Leser, der sich bisweilen auf einem anregenden Wüstenspaziergang mit dem Autor wähnt.

Israel und seine so unterschiedlichen Menschen bieten eine solche Fülle an Geschichten, dass Noll einfach erzählt, ohne Schnörkel, ohne Längen.

Da ist Kolja, der aus Russland eingewandert ist, als Elite-Soldat im Libanon fällt und damit seine in Russland verbliebene christliche Mutter in Verzweiflung stürzt. Und da ist Anna aus Berlin, die sich während eines Tel-Aviv-Urlaubs verliebt, ihr düsteres Bild von Juden verändern lässt und schließlich – zum Unglück ihrer Eltern – nach Israel heiratet. Und da ist Eli, ein alter, säkularer Kibbuznik, der nach dem Tod seiner Frau sich tastend der alten jüdischen Vorstellung von der kommenden Welt annähert.

Es sind Geschichten voll Wärme und Menschlichkeit zu den alten Fragen: Was ist Heimat? Und: Wie möchte ich leben?

Stefan Seidel

Ikonenmalerei: Eine Dresdner Ordensschwester hat die Kraft der Heiligen Bilder wiederentdeckt

Der Blick der Ikone

Ikonenmalerei ist für Schwester Ingrid aus Dresden ein Heilmittel für die Seele. Und eine Möglichkeit, Gott zu begegnen.

Stefan Seidel

Wenn Schwester Ingrid die Pforten ihres kleinen Klosters am Dresdner St. Josephstift öffnet, spürt man sogleich: Man betritt eine andere Welt. Die Hektik der großen Stadt bleibt draußen. Der geschäftige Betrieb des angrenzenden Krankenhauses reicht nicht bis hierher. Unwillkürlich atmet man tief durch.

Einmal im Jahr öffnet Schwester Ingrid ihr Kloster für Menschen, die eine Auszeit suchen und das Ikonenmalen erlernen wollen. »Ikonenmalen ist eine Wohltat für die Seele, dabei kann man wirklich aufatmen«, schwärmt Schwester Ingrid, die seit vier Jahren in Dresden lebt und Ende Juli wieder ihr Wissen über Ikonen an Interessierte weitergeben wird.

Es war vor fast 20 Jahren, als sie selbst in einer Krise steckte und dank der Ikonenmalerei wieder herausfand. »Ich war voller Unruhe und Unrast«, erinnert sie sich, »doch die Kraft der Ikonen hat mich wieder in die Mitte geführt.« Damals besuchte sie einen Einführungskurs in die Kunst der Ikonenmalerei beim Benediktinermönch Ansgar im Kloster Nütschau. »Dabei wurde sehr viel Geduld von mir abgefordert«, erzählt sie.

Doch am Ende wurde sie nicht nur mit einer fertigen Ikone, sondern auch mit Gelassenheit und innerer Ruhe belohnt.

Etwas von diesem heilsamen Erleben möchte Schwester Ingrid heute an andere Menschen weitergeben. Dabei geht es nicht nur um die handwerklichen Fähigkeiten. »Es geht nicht um Kunst, sondern um eine Begegnung mit dem Heiligen«, betont die Schwester des Ordens der Heiligen Elisabeth.

Die Teilnehmer ihrer Kurse tauchen ein in die meditative Atmosphäre des Klosters, nehmen teil an den Gebetszeiten der Schwestern, haben Zeiten des Schweigens, des Verweilens im Garten, des Anschauens von Ikonen. »Wir leben in einer sehr schnellen Zeit, viele haben die Mitte ihres Lebens verloren«, sagt Schwester Ingrid, für die das Ikonenmalen »reine Seelsorge ist«. Vieles, das für die Seele heilsam ist, sei heute in Vergessenheit geraten.

Ganz verschiedene Menschen kommen in ihre Kurse, viele mit einem stressigen Beruf, manche katholisch, manche evangelisch. Alle müssen sich zunächst in Geduld üben. Der Weg zur Ikone ist lang. Am Anfang steht eine Andacht über das biblische Motiv, das verbildlicht werden soll, in diesem Jahr die Engel. Danach wird zunächst der Malgrund aufgebaut, ein Brett zurechtgeschliffen, das Motiv vorgezeichnet und eingeritzt. Schließlich werden die Farben – Schicht um Schicht – mit einem feinen Rotmarderpin-

sel aufgetragen. »Und dann kommt der Moment, da schaut dich die Ikone an und es ist, als würde sie dich erkennen«, berichtet Schwester Ingrid und ihre Augen leuchten dabei.

Während der Malkurse erfährt sie viel aus dem Leben ihrer Schülerinnen und Schüler. So mancher Schicksalsschlag, so manche Lebenswendung kommt zur Sprache. Und die Ikonen scheinen ihre eigene Antwort zu geben.

Denn die Ikone sei gerade nicht ein Spiegel, in dem der Betrachter nur sich selbst wiederfindet. »Sie ist eine Begegnung mit der fremden Wirklichkeit, die wir Gott nennen«, sagt Schwester Ingrid. Darin liegt für sie das Heilsame der Ikonen, dass man in der Anerkennung Gottes über sich selbst hinauswächst. »Die Ikone bildet den Übergang von der sichtbaren zur unsichtbaren Welt, in ihr wird die unsichtbare Wirklichkeit erfahrbar.« Deshalb sei Ikonenmalen vor allem ein Gebet, in dem man sich von guten Mächten wunderbar geborgen fühlen könne.

Wenn in diesem Jahr Engel-Ikonen entstehen, wünscht sich Schwester Ingrid, dass etwas von der »Lichtspur der Engel« auf die Teilnehmer fällt und sie »einen Flügelschlag lang ahnen, was Leben ist«, wie sie es mit Worten der Dichterin Andrea Schwarz in der Einladung schreibt.

Stefan Seidel (Jg. 1978), studierte Evangelische Theologie in Leipzig, Jerusalem und Heidelberg; wohnte im ÖK von 2001 bis 2003; arbeitete nach dem Vikariat zweieinhalb Jahre als Pfarrer in Sachsen und ist nun Redakteur bei der sächsischen Evangelischen Wochenzeitung DER SONNTAG; lebt mit Partnerin und anderthalbjähriger Tochter Freia in Leipzig.

Hausabende

Sommersemester 2012

17.04.2012	ERÖFFNUNGSKONVENT
24.04.2012	PROF. FRIEDERIKE NÜSSEL: Schriftauslegung in Christentum und Islam Bericht von der Marrakesch-Tagung
08.05.2012	BESUCH DER LANDESSTERNWARTE
15.05.2012	ARBEITSKREIS REAL WORLD ECONOMICS: Postautistische Ökonomie und nachhaltiges Wirtschaften
16.05.2012	EMANUEL RUND – Jüdischer Filmemacher aus München (im TSH)
22.05.2012	DR. MARTIN DORN: Antijudaismus im Johannesevangelium
29.05.2012	POTLUCK UND ANSCHAUEN VON WIENFOTOS
05.06.2012	PROF. MICHAEL SCHREDL: Traum- und Schlafforschung
12.06.2012	MATTEO TUBIANA: Studierende über ihr Land – Sozialengagement in Italien
19.06.2012	KULTURABEND: Weinprobe und Führung im Weingut Clauer
26.06.2012	DR. BONIFACE MABANZA (Kirchliche Arbeitsstelle Südliches Afrika, Heidelberg):Gerechtigkeit kann es nur für alle geben
03.07.2012	JANIE UND LUKE BECK KREIDER: Studierende über ihr Land – Mennoniten in den USA
10.07.2012	PROF. VOLKER HAAS: Vereinbarkeit von Strafrecht und christlichem Glauben
17.07.2012	ABSCHLUSSKONVENT

Wintersemester 2012/13

16.10.2012	ERÖFFNUNGSKONVENT
23.10.2012	OFFENER GESPRÄCHSABEND
30.10.2012	TOBIAS LÖFFLER: Kemalismus und politischer Islam in der Türkei
06.11.2012	FRAU PROF. PATZEL-MATTERN: Frauen an die Macht!? Männer in den Keller? Geschlechterfrage im Fokus
13.11.2012	MICHAEL KNÖTHIG (Schulleiter Leonardo Da Vinci Gymnasium): Gifted Education – Segen oder Fluch?
20.11.2012	OFFENER GESPRÄCHSABEND UND SLOWAKISCHE ANDACHT MIT MARIAN PALAGA
27.11.2012	FLORIAN BARTH (Pfarrer): Führung durch die Diakoniestraße Plöck
04.12.2012	PROF. DIETRICH BORCHMEYER: Glaube, Kunst und Wissenschaft
11.12.2012	LU PEI: Studierende über ihr Land – Die Juristin stellt ihre Heimat China vor
20.12.2012	OFFENER GESPRÄCHSABEND MIT FRAU PROF. NÜSSEL
08.01.2013	OFFENER GESPRÄCHSABEND UND IONA-ANDACHT MIT PD DR. SYBILLE ROLF
15.01.2013	PROF. WOLFRUM: Erinnerungskultur – Warum erinnern wir uns wie an wen?
22.01.2013	WILHELM JETTER (Aktionsgemeinschaft Drogen e.V. Heidelberg: Streetwork und Drogenberatung heute
29.01.2013	ABSCHLUSSKONVENT

Kurzkommentare zu Hausabenden

Schriftauslegung im Christentum und Islam. Bericht von der Marrakesch-Tagung, 24.4.2012

Katharina M.

Zum heutigen Abend trafen wir uns mit unserer Ephora Frau Nüssel, die uns von der Marrakesch Tagung, einem interreligiösen Dialog, berichtete.



Die Tagung kam unter anderem durch Antrieb eines ehemaligen marokkanischen Ökis, Mohamed Ait El Ferrane, zu stande, dessen Verbundenheit zu unserem Haus auch dadurch zum Ausdruck kam, dass ein Bild vom Ök den Flyer der Tagung zierte.

In der Delegation um Frau Nüssel waren unter anderem auch Dr. Jörg Haustein vom Lehrstuhl für Religionswissenschaft und auch

eine Mitbewohnerin von uns Anna Habermann, die die arabische Sprache beherrscht. Die Delegation wurde sehr gastfreundlich empfangen, und so gab es auch abseits der Vorträge bei Essen und Trinken die Möglichkeit sich kennenzulernen und miteinander ins Gespräch zu kommen. Während der Tagung fanden mehrere Vorträge statt, wobei Frau Nüssel betonte dass eine Sache immer wieder deutlich wurde: Die Unterschiedlichkeit im Umgang mit der Schrift. Dies stellte jeden einzelnen auch vor eine persönliche Herausforde-



zung beziehungsweise zeigte die Problematik des interreligiösen Dialoges auf. Während wir uns hierzulande auf die historisch-kritische Exegese beziehen, erscheint eine solche Methode im muslimischen Raum auf den Koran nicht anwendbar. Frau Nüssel betonte, dass hier eine besondere Herausforderung läge, denn man ist nur all zu sehr geneigt seine eigene Methode für das „Non-plus-ultra“ zu halten und möchte sie sozusagen dem anderen „beibringen“, man allerdings berücksichtigen muss, dass sich in der anderen Religion eben auch andere Methoden entwickelt haben. Dieses unterschiedliche Denken in beiden Religionen zeigt die Schwierigkeit eines interreligiösen Dialoges auf. Dennoch kann man sagen, dass die Tagung am Ende als ein gegenseitiges Kennenlernen betrachtet werden kann, dessen Fortsetzung und Vertiefung wir hoffentlich auch bald, vielleicht bei einer Heidelberg-Tagung, beobachten dürfen. (Bilder von Anna Habermann)



Besuch der Landessternwarte auf dem Königstuhl, 8. 5.2012

Benedikt Englert

Zum zweiten Hausabend des Semester fuhren die Ökis in einem rasanten Ruftaxi-Konvoi hinauf auf den Königsstuhl zur dort ansässigen Landessternwarte. Referentin an diesem Abend war Stephanie Wemmer, Doktorandin der Astronomie, die im Bereich der Hochenergie-Forschung tätig ist.

Die Landessternwarte wurde 1889 auf dem Königstuhl erbaut und hatte zuvor ihren

Sitz in Mannheim. Dort wurde es jedoch, vor allem bedingt durch das industrielle Wachstum der Stadt, nachts immer heller, was die Beobachtungen des Sternenhimmels ungemein erschwerte. Folglich suchte man sich für die Sternwarte einen neuen, etwas abgelegeneren Platz. Allerdings sind selbst auf dem Königsstuhl heutzutage die Lichtermeere, die die Städte Heidelberg und Mannheim erzeugen, für astronomische Beobachtungen derart störend, dass solche nur noch in Richtung Süden und Osten durchgeführt werden. Stattdessen werden in der Landessternwarte überwiegend Beobachtungen, die mit anderen Teleskopen gemacht wurden, ausgewertet. Zu diesem Zweck war Frau Wemmer mit ihrem Forschungsteam bereits drei Mal in Namibia, wo sich eine große Teleskop-Station befindet, die vor allem von deutschen Astronomen genutzt wird.

Nach diesen einführenden Informationen begaben sich die Ökis auf einen Rundgang durch das Gelände der Landessternwarte, welches auf viele Bewohner einen sehr musealen Eindruck machte. Dabei betonte die Referentin mehrfach, dass es sich bei der mittlerweile über 120 Jahre alten Landessternwarte nichtsdestotrotz immer noch um eine Forschungseinrichtung handelt. Die erste Station im Rundgang war das Bruce-Teleskop, das größte Teleskop der Sternwarte. Es wurde 1900 erbaut und war damals eines der besten der Welt. Benannt ist es nach seiner Geld-Spenderin, Catherine W. Bruce. Das Bruce-Teleskop funktioniert mittels Fotoplatten, indem es den Sternenhimmel abfotografiert. Durch diese Methode, die Anfang des letzten Jahrhunderts gerade entwickelt wurde, war das Teleskop besonders geeignet, Asteroiden aufzusuchen. Heute beschränkt sich dessen Funktion vor allem auf „Party- und Vorführzwecke“. Dennoch funktioniert nach wie vor die verstellbare Dachkuppel, so dass man den Sternenhimmel in alle Windrichtungen beobachten könnte. Dabei verdeutlichte die Referentin erneut, dass astronomische Arbeit heute vor allem am Computer geschieht, wie zum Beispiel bei der Auswertung komplexer, digitaler Himmelsaufnahmen. Anders als in den Anfangszeiten der Sternwarte: Damals wurde der Sternenhimmel außer an Vollmond-Nächten tagtäglich beobachtet, selbst in der Weihnachtsnacht sowie im eisigsten Winter. Der erste Direktor der Landessternwarte, Max Wolf, fror sich dabei sogar zwei Fingerkuppen ab. Einleuchtend wurde den Ökis auch dargestellt, dass wissenschaftliche Mitarbeiter früher unverheiratet sein mussten, denn „wer verheiratet ist, hat nachts etwas Besseres zu tun, als jeden Abend stundenlang den Himmel zu beobachten“.

Danach wurden die Ökis weiter in das Besucherzentrum geführt. Dort erläuterte Frau Wemmer zunächst Einzelheiten zu den Planeten und Monden in unserem Sonnensystem. Insbesondere stand der Mars im Mittelpunkt bei den anschließenden Fragen der Zuhörer. Dabei erklärte die Referentin, dass der Mars mit Temperaturen zwischen -50 und $+50$ °C bewohnbar sei. Allerdings ist die Atmosphäre noch so dünn, dass ein Mensch dort kaum atmen könnte. Zudem gibt es wegen der dünnen Atmosphäre Sandstürme mit bis zu 400 km/h, was die Ansiedlung von Menschen ungemein erschweren würde „Marsmännchen hat man noch nicht entdeckt, und wenn es sie gab,

waren sie nur Einzeller.“

Nach weiteren Informationen zur Entstehung von Sternen, schwarzen Löchern und Supernovae, dankte der Tutor Tobias Löffler der Referentin für die Führung und überreichte im Namen aller Ökis ein kleines Präsent als Dankeschön.

Arbeitskreis Real World Economics Heidelberg, 15.5.2012

Christoph Hammann

Heute Abend ist der Arbeitskreis „Real World Economics“ im Ökumenischen Wohnheim zu Gast. Felix und andere Vortragende geben uns instruktive Einblicke in die Aufgaben, das Selbstverständnis und die Projekte des Arbeitskreises.

Zunächst wird die Geschichte des Arbeitskreises präsentiert: Im Jahr 2000 schreibt ein französischer Student einen offenen Brief, nach welchem die weltweite Ökonomie zu autistisch sei und umgewandelt werden müsse. Das Motto, unter dem der Brief steht, heißt: „Wir wollen aus den Traumwelten entkommen“. 2003 wird der Arbeitskreis „Postautistische Ökonomie Heidelberg“ gegründet, seit dem Jahr 2011 führt der Verein den Namen „Real World Economics“. 2012 gibt es weitere Gründungen.

Der Arbeitskreis hat sich der Kritik der zurzeit maßgebenden Tendenzen in der Volkswirtschaftslehre verschrieben. Dabei spielt es eine besondere Rolle, den volkswirtschaftlichen *Mainstream*, nach welchem an der Universität geforscht und gelehrt werde, infrage zu stellen und andere Dinge in den Vordergrund zu rücken, die dem ‚realitätsfernen‘ Schwerpunkt der Volkswirtschaftslehre abhelfen sollen: „Selbstreflexion“, Interdisziplinarität, d.h. die Vernetzung mit anderen Wissenschaften, insbesondere der Soziologie und der Philosophie, ‚Pluralität‘ und andere Dinge. Öffentliche Veranstaltungen, Vortragsreihen, Hochschultage usw. stehen dabei auf dem Programm des Arbeitskreises, Veranstaltungen, aus denen sich wirtschaftstheoretische Modelle herausentwickeln sollen, die die ‚Realität‘ besser ‚abbilden‘ können als die gängigen Modelle der Volkswirtschaftslehre. Dabei sieht man sich selbst als ‚wertfrei‘ und ‚objektiv‘. Kritisiert wird vom Arbeitskreis auch die anscheinend seit mehreren Jahrzehnten bestehende Grundannahme, die Grundlage der Wirtschaft sei grundsätzlich der rationale Entscheidungen treffende *homo oeconomicus*. Denn der Mensch könne auch Entscheidungen aus emotionalen und subjektiven Aspekten und nicht nur rational-ökonomischen Gesichtspunkten treffen.

Außerdem ist der Arbeitskreis an der Frage interessiert, ob der Mensch an die Grenzen der Belastbarkeit unserer Welt geht bzw. gehen wird und wie eine nachhaltige Ökonomie ökologische Fehlentwicklungen (Desertifikation, Artensterben usw.) korrigieren oder zumindest eindämmen könnte. Daneben stellt er sich der Problematik, dass – wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge – der Wohlstand keineswegs als Indikator für das Glück in einem Land angesehen werden könne. Nicht zuletzt soziale Probleme (Hunger, Armut, Ressourcenknappheit) kommen in den Blick; beispielsweise stünden

der Wohlstand und die Wirtschaftskraft Afrikas in keinem Verhältnis zur ökonomischen Überlegenheit der USA oder Europas.

Die „Ökis“ werden in verschiedene Workshop-Gruppen eingeteilt, die an den folgenden Fragen arbeiten sollen:

- Wie misst man Wohlstand? (Gruppe 1)
- Bedingungsloses Grundeinkommen: Genug für alle? (Gruppe 2)
- Postwachstum: Wohlstand ohne Wachstum? (Gruppe 3)

Danach werden die Ergebnisse der Arbeitsgruppen in der großen Runde vorgestellt:

Gruppe 1: Die Gruppe hat Ideen und Assoziationen zum Thema Wohlstand und was dazugehört aufgeschrieben: Wohnung, Essen, Besitz im Allgemeinen. Der Gruppe wird erklärt, was das Bruttoinlandsprodukt ist. Außerdem kommt die Gruppe mit drei verschiedenen Wohlstandsindikatoren in Berührung.

Gruppe 2: Die Frage steht im Vordergrund, was das bedingungslose Grundeinkommen ist und worin der Unterschied zum Mindestlohn liegt. Die Schwierigkeit ist dabei, wie das Unternehmen, ein solches Einkommen einzuführen, finanziert werden soll. Ein weiteres Problem ist folgendes: Geht der Mensch, der über ein ausreichendes Grundeinkommen verfügt, von sich aus noch zur Arbeit? Ist ein solches Unternehmen nicht doch vielleicht eher Utopie?

Gruppe 3: Es gibt bestimmte „Wachstumsmotoren“, erstens kulturelle und zweitens strukturelle Wachstumsmotoren. Zu den kulturellen gehören z.B. Güter, über die in Gesellschaften zumeist nonverbal kommuniziert wird. Wer neue und seltene Güter besitzt, der ist in einem sozialen System fast automatisch höhergestellt. Das gilt nicht nur für westliche Gesellschaften, sondern auch für andere Länder – was nach der Auskunft des Arbeitskreises –z.B. Ethnologen erforscht haben. In einem durch Warenverhältnisse geprägten Land führt ein verstärktes Konkurrenzdenken zu einem „race to the top“. Ein strukturelles Merkmal ist der für kapitalistische Wirtschaften bestehende Zwang, das Wirtschaftswachstum aufrecht zu erhalten, um dem Drang zur Technologisierung zu entsprechen und das Bevölkerungswachstum zu kompensieren.

Schluss: Was könnte getan werden, um eine andere ökonomische Realität herbeizuführen? Lokale Produkte könnten konsumiert werden, es könnte geringerer Gebrauch von Verkehrsmitteln gemacht werden, es könnten (von der Politik?) Anreize für ökologisches und ökonomisches Handeln gegeben werden.

Die Mitarbeiter des Real World Economic Arbeitskreises teilen zuletzt „10 Ratschläge für ein Leben ohne Wachstumswahn“ an die „Ökis“ aus und drücken die Hoffnung aus, dass die Ökis auch weiterhin Interesse für den Arbeitskreis zeigen.

Antijudaismus im Johannesevangelium, 22.5.2012

Benedikt Englert

Über das Thema „Antijudaismus im Johannesevangelium“ referierte Dr. Martin Dorn. Er ist Vater einer Mitbewohnerin in unserem Wohnheim, wodurch sich die Gelegenheit zu diesem Vortrag ergeben hatte. Der gebürtige US-Amerikaner ist promovierter Theologe und lebt in Lübeck. Zuvor hatte er in Chicago und, nachdem er seine Frau kennengelernt hatte, in Göttingen und Münster studiert. Allerdings habe er in Deutschland, bedingt durch die Geburt seiner dreier Kinder, „eher langsam studiert“.

Zu Beginn des Vortrags beleuchtete Dr. Dorn die Problematik des Themas: Auf der einen Seite stünden antijüdische Passagen im Evangelium, wie sie schon bei einem nur „oberflächlichen Streifzug durch das Johannes-Evangelium deutlich zum Vorschein kommen“ und auf der anderen Seite sei es gerade das Evangelium, welches das christliche Denken so maßgeblich bestimmt. Daraufhin ging Dr. Dorn exemplarisch auf einige Passagen des Johannes-Evangeliums ein. Zunächst nannte er dabei die Hochzeit von Kana, bei welcher Jesus Wasser zu Wein wandelt. Wohlbemerkt handele es sich bei diesem Wasser jedoch um das Wasser der Juden. Auch in diesem Zusammenhang sei das Treffen am Brunnen Jakobs zu nennen. „Wer aus dem Brunnen Jakobs trinkt, wird wieder durstig, nicht jedoch, wer das Wasser von Jesus trinkt“, so Dr. Dorn mit sympathischem amerikanischen Akzent. Außerdem spreche Jesus in Johannes 5 den Juden ihre eigene Tradition ab, nachdem er trotz des Sabbat-Verbotes einen Gelähmten geheilt hat. Den Höhepunkt der Distanzierung vom Judentum erreiche das Johannes-Evangelium aber im 8. Kapitel, welches der Referent als die wohl gehässigste Stelle im gesamten Neuen Testament bezeichnete. Schon zu Beginn dieser Passage spricht Jesus von „euren Gesetzen“ statt von „unseren Gesetzen“ und unterstreiche damit zugleich die bis dahin aufgebaute Distanz zu dem Judentum. Desweiteren heißt es in der Bibel, dass Jesus zu den Juden spricht, „die an ihn glaubten“. Am Ende sagt Jesus sogar zu den Juden: „Wenn ihr Abrahams Kinder wärt“, womit er ihnen erneut ihre eigene Tradition abspreche.

Nachdem Dr. Dorn auf diese Weise exemplifiziert hat, inwieweit der Verfasser des Johannes-Evangelium bereits auf den ersten Blick antijüdisch eingestellt war, stellte er sich im zweiten Teil seines Vortrags der Frage, wie Christen mit einem solchen Evangelium, das Teil ihrer Heiligen Schrift ist, umgehen können, beziehungsweise inwiefern versucht wird, diese antijüdische Grundeinstellung zu verdrängen. Dabei benannte er es als eine typische Eigenschaft vieler Theologiewissenschaftler, dass diese versuchen, entsprechende Stellen des Evangeliums umzudeuten. Beispielsweise werde von einigen angeführt, nicht die Verfasser der Heiligen Schrift seien antijüdisch sondern nur die Übersetzer. Auch wird vertreten, dass sich die biblischen Texte auf antike Zeiten beziehen und daher nicht auf den modernen Juden zu übertragen seien. Schließlich gebe es auch Stimmen in der Literatur, die meinen, dass sich der Judenbegriff des Neuen Testaments auf die Einwohner Judäas beziehe und daher der Antijudaismus des

Evangeliums lediglich ein Ausdruck regionaler Streitigkeiten sei. Dr. Dorn hält es jedoch für falsch, auf solche Weise die antijüdische Grundeinstellung der Verfasser verbergen zu wollen. Auch wenn sich die Bibel auf antike Zeiten bezieht, sei sie dennoch die für die Christen maßgebliche Heilige Schrift. Stattdessen stellte sich der Referent die Frage, ob Christen, die das Evangelium umsetzen wollen, jetzt antijüdisch eingestellt sein müssten. Die Antwort darauf lautete: „Ja, wenn es den Römer-Brief des Paulus nicht gäbe“. In diesem bezeichnet sich Paulus selbst sogar als Jude. Daraufhin fasste Dr. Dorn das ironische Resümee seines Vortrags, dass das Neue Testament zwar antijüdisch sei, Gott jedoch nicht „sein Volk“ verstoßen habe.

Traum- und Schlafforschung, 5.6.2012

Katharina M.

Den Hausabend starteten wir mit einer Reise in das Land der Träume ... Geführt wurden wir dabei von Herrn Prof. Michael Schredl, Psychologe, der am Zentralinstitut für seelische Gesundheit in Mannheim im Bereich der Traumforschung arbeitet.

Unsere Reise begann also zunächst mit der Frage, was Träume überhaupt sind. Sie sind nämlich ganz allgemein eine psychische Aktivität während des Schlafens. Träume sind nur flüchtig, sie sind Bilder, verbunden mit Gefühlen, deren Erfassung aber nur sehr schwierig ist, da wir uns meistens nur schemenhaft an sie erinnern können. In der Forschung ist es daher unerlässlich sogenannte Traumtagebücher zu führen. Beachtet man kleinere Tipps, wie zum Beispiel, dass man vor dem Schlafengehen sich noch einmal in Erinnerung ruft, dass man am nächsten Morgen seinen Traum aufschreiben möchte (am besten legt man sich schon Stift und Papier neben das Bett), so kann man die Fähigkeit, sich an seine Träume zu erinnern, trainieren. Die Studien haben dabei gezeigt, dass Menschen, die sonst eher Schwierigkeiten hatten, Träume zu erinnern, nach einer Weile diese sehr gut beschreiben konnten. Eine weitere Methode zur Erfassung der Träume bietet das Schlaflabor. Dort werden die Probanden nach der sogenannten REM Schlafphase geweckt, denn in diesem Moment ist die Traumerinnerung noch am besten. Doch von was träumen wir nun? Träume sind meistens eine Verarbeitung der Dinge, die wir unmittelbar zuvor erlebt haben, das heißt praktisch, dass wir in unseren Träumen den letzten Tag noch einmal durchgehen. So kann es nämlich auch kommen, dass zum Beispiel Ehepaare, die schon lange zusammenleben, ähnliche Dinge träumen, da sie ja den Alltag ähnlich erleben. Darum kann zum Beispiel auch die Traumerforschung im Schlaflabor problematisch sein, da das Schlaflabor in den Alltag der Probanden eingeht und es somit auch schon einige gab, die im Schlaflabor vom Schlaflabor selbst träumten.

An diesem Hausabend wurden uns dann auch noch sämtliche Vorurteile bestätigt: Männer träumen von Sex und Frauen gehen im Traum shoppen. Träume sind also auch geschlechtsspezifisch, und in der Beobachtung kann man auch feststellen, dass Frauen prinzipiell einen leichteren Zugang zu ihren Träumen zu haben scheinen, da sie ihre

Träume mehr reflektieren; so sprechen sie zum Beispiel eher mit ihren Freundinnen über das Geträumte.

Interessant im Laufe des Abends war auch die Frage, inwiefern Träume unseren Alltag beeinflussen. Herr Schredl nannte ein Beispiel, dass ein starker Kettenraucher von Lungenkrebs träumte. Dieser Traum war für ihn in dem Moment natürlich absolut real. Nach eigenen Angaben hätte dieser Traum ihm geholfen, mit dem Rauchen aufzuhören. Ein weiteres sehr beeindruckendes Beispiel ist das der luziden Träume. Darunter versteht man sozusagen das „kontrollierte“ Träumen. Besonders beliebt ist dies bei Sportlern. Sie lernen dabei bestimmte Abläufe in ihrer Sportart nachts zu träumen. Ein Experiment zwischen einer Gruppe, die das luzide Träumen nicht beherrscht, und einer Gruppe, die es beherrscht, hat gezeigt, dass das luzide Träumen tatsächlich einen Lernfortschritt bringt. So hat man den beiden Gruppen kurz vorm Einschlafen gezeigt, wie man eine Münze in einen Becher schnipst. Die Gruppe, die das luzide Träumen beherrschte, konnte am nächsten Morgen die Münze in den Becher schnipsen, die andere Gruppe nicht. Dies lag daran, dass die „luziden Träumer“ die Technik im Traum immer wieder durchgegangen sind und sozusagen trainiert haben. Dieses luzide Träumen ist natürlich besonders für Sportler relevant, mit denen man sich im Mannheimer ZI für seelische Gesundheit hauptsächlich beschäftigt.

Nach dem Vortrag von Herrn Schredl entwickelte sich eine lebhaftere Diskussion unter anderen mit den Fragen, welchen Zusammenhang es zwischen Sprache und träumen gibt, inwiefern auch Tiere Träume haben, und besonders rege war auch die Frage nach der Traumdeutung. Dabei ist wichtig zu sagen, dass man Träume, selbst wenn sie ähnlich sind, nicht verallgemeinern sollte und keiner allgemeinen Bedeutung unterwerfen kann. Vielmehr muss der Traum in den Kontext der Biographie der träumenden Person eingeordnet werden, da ein Traum ja, wie wir gelernt haben, meist eine Verarbeitung des Alltags ist.

Wir beendeten unsere Reise durch das Land der Träume mit der Verabschiedung von Herrn Schredl und hofften, dass auch er heute Nacht von unserem Ök träumen würde.

Studierende über ihr Land: Matteo Tubiana über Italien, 12.06.2012

Christoph Hammann

Der heutige Abend steht ganz im Zeichen Italiens. Matteo hält einen Vortrag über sein Land und besonders über ein Projekt, an dem er teilnimmt. Es heißt „TEO131 – Contest for creative young people“. Es besteht seit dem Jahr 2010 und wird von jungen Italienern betrieben. Das Projekt steht im Zeichen eines jungen Mannes namens Matteo, der im Alter von 21 Jahren verstarb. Das Symbol, das sich die Gruppe gewählt hat, ist ein Drache, und zwar deswegen, weil ein Drache im Unterschied zu anderem Spielzeug so leicht ist, dass er fliegen kann, wohin er will. Er hat in seiner Leichtigkeit etwas Magisches an sich. Er wurde zwar aus Materialien gefertigt, die aus der Erde kommen, doch er weiß, dass er eigentlich in die Luft gehört.

Kurzkommentare zu Hausabenden

Jedes Jahr beteiligen sich die jungen Menschen daran, etwas Kreatives herzustellen. Unter anderem wurde ein originelles Kinderbuch gestaltet.

Einige Ziele des Contests, welchem die Gruppe nacheifert, sind:

- Die Erinnerung an Matteo soll wach gehalten werden
- Junge Menschen sollen dazu ermutigt werden, sich für die Allgemeinheit einzusetzen
- Die Fähigkeit zum Teamwork soll bei den jungen Menschen gefördert werden
- Die jungen Leute sollen die Möglichkeit erhalten, sich über ihre Werte klar zu werden

Die Kreativität der jungen Leute kann durch Bücher, Videos, Tänze, Ballet, Spiele usw. zum Ausdruck gebracht werden.

Nach seinem informativen Vortrag teilen wir uns in drei Gruppen auf und denken über das Thema „l'amicizia nelle piccole cose“, d.h.: „die Freundschaft in den kleinen Dingen.“ Und diskutieren darüber, was wir daraus machen können.

Gruppe 1: Die Gruppe will zwei Elemente miteinander verbinden, einen Film und einen Tanz. Der Film soll aus kleinen Freundschaftsgesten bestehen, Umarmungen oder netten Worten. Es soll aus jeweils zwei Personen bestehen, die ganz unterschiedlich sind in ihrer Ethnie und ihrem kulturellen Hintergrund; aber sie sind doch verbunden in der Freundschaft. In dem Video wird ein Tanz gezeigt, während dessen die zwei gezeigten Personen zuerst weit voneinander wegstehen und sich dann langsam nähern.

Gruppe 2: Das Kleine in den Freundschaften soll in einem Pixie-Buch aufgegriffen werden: „Freundschaft in 160 Zeichen“. In das Buch sollen ganz verschiedene Situationen aufgenommen werden, z.B. die Situation vor einer schweren Prüfung, vor der dann die Person, der das Buch geschenkt wurde, einen netten Spruch hören soll.

Gruppe 3: Die Gruppe würde ein großes Bild machen, das wiederum aus vielen kleinen Bildern besteht. Diese kleineren Bildern sollen Freundschaftsbilder sein, z.B. einen Handschlag zeigen oder kleinere Dinge, die man miteinander teilt.

Matteo zeigt uns im Anschluss ein von seiner Gruppe entwickeltes Video mit dem Titel „Philos“, in welchem zwei kleine Wollknäuel, ein gelbes und ein rotes, die Hauptrolle spielen und zusammen viele Gefahren und Hürden überwinden müssen. Es zeigt die starke Bindung, die zwischen Freunden besteht, in jeder erdenklichen Situation. So finden sie z.B. ein Paket, das beiden zunächst verdächtig vorkommt und das sie dann nach einiger Zeit mit auf ihren Weg nehmen. Außerdem müssen sie über eine große Schlucht springen und über das weite Meer fahren. Der Titel des Videos, „Philos“, ist ein Wortspiel, denn das griechische Wort für „Freund“ ist *philos*, und das italienische Wort für Faden ist *filo*.

Neben dem Video hat die Gruppe ein Kinderbuch entworfen, mit dem Titel „tic tac“, in welchem das, wofür die Gruppe stehen möchte, nämlich die Solidarität für die eigene Umgebung, im Vordergrund steht. Die Gruppe um Matteo hat dieses Buch bereits im Kindergarten vorgestellt. Der Hauptcharakter der Geschichte ist eine Gitarre namens

„Gino“. Außerdem gibt es ein Saxophon, mit dem Namen „Mister Sax“. Nach anfänglichen Schwierigkeiten bei ihren ersten Begegnungen lernen die beiden, Dinge miteinander zu teilen und sich zu verstehen, und werden schließlich zu Freunden. Auch hierzu gibt es Videos, die zeigen, wie ein kleines Mädchen das Buch liest, wie sich die Gruppe bei der Buchplanung den Kopf zerrissen hat und wie das Buch dann schließlich gemalt und fertiggestellt wurde. Dazu sieht man, wie die Gruppe das Buch dann im Kindergarten vorstellt. Alles in allem ein tolles Projekt, das auch andere junge Leute dazu anregen sollte, sich einzusetzen für Kinder in der eigenen Umgebung.

Weinprobe beim Weingut Clauer, 19.06.2012

Benedikt Englert

Am Dienstag, dem 19.06.2012 veranstaltete das Ökumenische Wohnheim seinen Kulturabend für das laufende Sommersemester im Rahmen eines Hausabends. Hierfür begab man sich zum Weingut Clauer, das etwas außerhalb von Heidelberg-Rohrbach gelegen ist. Nachdem die Gruppe unter Inkaufnahme kleinerer Umwege den Zugang zum Weingut gefunden hatte, wurde sie vom Inhaber des Familienbetriebs, Jörg Clauer, begrüßt.

Zunächst erläuterte Herr Clauer einige Fakten zum Weingut, welches eine sehr lange Tradition hat: Die erste urkundliche Erwähnung eines landwirtschaftlichen Betriebs mit Winzeranbau an der Stelle, an der sich heute das Weingut befindet, gehe zurück bis in die Zeit des 30-jährigen Krieges. Allein von Weinreben habe sich damals ein landwirtschaftlicher Betrieb niemals halten können, zumal diese überwiegend im Interesse der Selbstversorgung tätig gewesen waren. Den Umstieg vom konventionellen Landwirt zum Winzer habe erst sein Vater geschafft, als das Wirtschaftswunder in Deutschland einsetzte und die ernste Nahrungslage der Nachkriegszeit überwunden war. Dann galt es, die Muschelkalk-Böden für die Zwecke des Weinbaus tauglich zu machen. Zu diesem Zwecke entwickelte Herr Clauer die Idee, die Weinreben auf Grünflächen anzupflanzen. Dies habe zwar den Nachteil, dass die Wiesen einen Teil der Bodennährstoffe aufnehmen, bewirke allerdings einerseits, dass die Hänge wesentlich resistenter gegen Erosion sind und andererseits, dass die Bearbeitungs-Traktoren und Erntemaschinen sicherer durch die Weinberge fahren können. Daraufhin habe Herr Clauer, der unter anderem auch eine führende Stellung in der Weinbruderschaft inne hat, in den 70-er sowie Anfang der 80-er Jahre über sein Konzept an den Fachhochschulen als „junger Wilder“ referiert und „so manchem Professor die Meinung gesagt“.

Als es nach diesen allgemeinen Information zu Weinbau und Weingut allmählich zu regnen begann, wurde die Führung in der Kelterei fortgesetzt. Dort zeigte Herr Clauer den Ökis die zahlreichen metallenen Fässer, in denen der Wein vergoren wird. Abgefüllt werden diese von einem Lohnfüller, welcher zwei bis drei Mal im Jahr mit seiner hochmodernen Maschine das Weingut aufsucht und dabei 15.000 Flaschen in der Stunde abfüllt und verpackt.

Daraufhin wurden die Bewohner in der „Gaudeamusstube“ mit verschiedenen Weinen verköstigt, wozu Frau Clauer zunächst einige Platten belegte Brote servierte. Als erstes gab es einen trockenen Spätburgunder „Alte Reben“. Diese Bezeichnung bedeutet, dass der Wein aus Rebstöcken gewonnen wird, die mindestens 35 Jahre alt sind. Daraufhin wurde ein Barrique-Wein aufgetischt. Die Besonderheit dieses Weines ist, dass er in Eichenfässern gelagert wird, welche ihm seinen speziellen Geschmack geben. Die Fässer werden stets bei einem Küfer aus Marseille bestellt zum Preis von ca. 600 – 800 € pro Stück. Die Tatsache, dass ein Fass für einen Barrique-Wein allenfalls zwei Mal verwendet werden kann, schlägt sich dementsprechend auch im Flaschenpreis nieder. Als dritten Wein servierte Herr Clauer einen trockenen Rosé. Vor einigen Jahren habe der Familienbetrieb seine Produktion von Weißherbst komplett auf Rosé umgestellt. Der Grund sei, dass viele Kunden den Rosé in den Urlaubsländern Spanien und Italien liebgewonnen haben und ihn deshalb dem Weißherbst vorziehen. Allerdings „schmeckt der Wein dort am besten, wo er auch herkommt“, so der Chef des Weinguts. Daraufhin wurden mit einem Weißburgunder und einem halbtrockenen Riesling zwei Weißweine aufgetischt, von denen der zweite, etwas süßere Wein, von Trauben aus dem Anbaugebiet „Sonnenseite ob der Bruck“ stammt, welches schräg gegenüber dem Heidelberger Schloss gelegen ist und sich ebenfalls in Familienbesitz befindet. Zum „Nachtisch“ gab es dann eine Kerner Beerenauslese, Jahrgang 2003. Bei diesem Wein sei zu beachten, dass „man ihn nicht trinken, sondern nur genießen kann“, so der Winzermeister.

Dr. Boniface Mabanza über das Thema „Gerechtigkeit kann es nur für alle geben“, 26.06.2012

Christoph Hammann

Am heutigen Abend geht es um die Globalisierung und deren Problematik. Dr. Boniface Mabanza wurde im Kongo geboren und hat lange Zeit in Kinshasa gewirkt. Zurzeit arbeitet er für die Heidelberger Arbeitsstelle „Südliches Afrika“, für eine kirchliche und ökumenische Organisation. Nach einer netten Begrüßung, einer Vorstellung seiner Person und seiner Tätigkeiten und einem kurzen Bericht über die Freiheitsentwicklung im einst stark von der Apartheid und von Menschenrechtsverletzungen bestimmten Südafrika zeigt er uns zunächst eine Filmsequenz, die den Namen „Im Schatten des Tafelberges“ trägt. Darin werden u.a. die Armutsverhältnisse in Cape Town beleuchtet. Es erzählt ein Mann von seiner Geschichte und davon, von den Weißen in seinem Viertel schikaniert und bedroht worden zu sein. Der Mann nimmt an einer Studentenbewegung teil, die sich gegen die bestehenden Verhältnisse wendet. Als der Mann sich dem Kampf gegen die Apartheid anschließt, ist er noch sehr jung. Er wendet sich gegen das Verhalten der Touristen, durch ein verarmtes Viertel der Stadt zu fahren, alles zu besichtigen, Essen vom Bus zu schmeißen, sich aber nicht mit den dort in Armut lebenden Menschen eigens zu beschäftigen. Wenn die Touristen nach Südafrika kommen, wer-

den sie zum Tafelberg und zu den reichen Stadtteilen gebracht. Doch der Mann im Film will diese „Route“ ändern und die Touristen zu anderen Orten führen, wo die Mehrheit der Menschen lebt. Er wünscht sich ein Land, in dem alle Grenzen überwunden werden und nicht mehr nur eine kleine Minderheit die Freiheit genießt.

Dr. Mabanzas Tätigkeiten in Heidelberg umfassen neben der Lobbyarbeit für von der Apartheid Benachteiligte auch Handelsbeziehungen.

Nach dem Film teilt er uns in drei Gruppen ein, mit den Namen „Kokosnuss“, „Mango“, „Litschi“, in denen wir diskutieren sollen. Danach werden die Ergebnisse vorgestellt:

Gruppe „Kokosnuss“: Warum geht uns Südafrika an? Antwort: Wir sind mit Südafrika verbunden durch die globale Wirtschaft und aus dem Grund, weil wir in *einer* Welt leben und nicht in einer zerstückelten.

Was kann man tun, um Südafrika zu helfen? Man kann die politische Bildungsarbeit fördern. Erst wenn man versteht, was in Südafrika momentan passiert, kann man handeln. Deswegen ist aufklärerische Bildungsarbeit vonnöten

Gruppe „Mango“: Unfreier Handel kann dazu missbraucht werden, um Menschen zu unterdrücken. Freier Handel kann nicht nur dazu führen, dass Leute ihre Waren feilbieten, sondern auch hierzu, dass größere Nationen in ärmere Länder gehen, um mit ihren größeren wirtschaftlichen Mitteln die lokale Wirtschaft zu unterdrücken. Die Gruppe spricht sich dafür aus, dass man weniger in globalen als vielmehr in nationalen und lokalen Kategorien denken solle.

Gruppe „Litschi“: Mandela hat in den 90er Jahren die Besitzverhältnisse unberührt gelassen. Hätte er besser handeln können und einen konfrontativen Kurs fahren müssen? Die Gruppe hat sich darüber klar werden müssen, was „konfrontativ“ eigentlich bedeutet, und ist zum Schluss gekommen, dass dieser Kurs i.A. mit Gewalt verbunden ist. Auch deswegen ist dieser Kurs eher zu verneinen, weil die Situation der Apartheid in Mandelas Zeit nicht zuletzt friedlich verbessert worden ist und dies ein Modell auch für die Gestaltung der Zukunft sein könnte. Und Gewalt wäre in diesem Sinne ein kontra-produktives Mittel.

Dr. Mabanza geht nun auf die Geschichte Südafrikas ein. Ein Schlüsselmoment in dieser Geschichte ist die Ankunft der Siedler in Südafrika, die aus den Niederlanden, England, Deutschland kamen. 1948 wurde die Apartheid gesetzlich verankert. Die Folgen waren systematische Diskriminierung, Widerstand und Radikalisierung der Gesellschaft. 1989 wurde der gegen die Apartheid eintretende Politiker Nelson Mandela freigelassen. Er wurde 1994 zum Präsidenten und führte eine demokratische Verfassung mit Wahlen ein. Im Jahr 2010 gab es in Südafrika 10 Jahre Demokratie.

Trotzdem ist Südafrika neben Namibia eines der Länder auf der Welt, wo zwischen Arm und Reich die größte Kluft herrscht. Was man dagegen hätte tun müssen, wäre gewesen, Optionen für die Armen zu geben und die Korruption zu bekämpfen.

Unter Mandela gab es ein Regierungsprogramm mit dem Ziel, die Armen zu fördern,

ihnen z. B. Strom zukommen zu lassen.

Südafrika hat ein großes Bodenpotenzial, z. B. große Getreidevorkommen, doch die Umverteilung ist so, dass sich Reichtum nur in ein paar wenigen Kreisen konzentriert.

Ein Anliegen der Bewegung gegen die bestehenden Verhältnisse besteht in der Land-Umverteilung, auch wenn nur ca. 3% des Landes an schwarze Farmer umverteilt worden sind.

Für die Fußball-Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika hat das Land viel Geld ausgegeben für Infrastruktur, Flughäfen, Stadien, Hotels – und zwar auf Kosten der lokalen Bevölkerung. Profitiert haben vor allem die Fifa, Bauunternehmen und die Tourismusbranche. Verkauft wurde die Ausrichtung der WM dadurch, dass die im Land bestehenden gesellschaftlichen Probleme durch die WM bekämpft werden. Dies ist aber nicht geschehen.

An den Vortrag von Dr. Mabanza schließt sich eine Diskussion an, in der die Ökis über die Probleme des Landes diskutieren und nach Verbesserungsvorschlägen suchen. Dabei konzentriert sich die Diskussion vor allem auf die Frage der Benachteiligung der ärmeren Bevölkerung in Südafrika bei der WM 2010.

Luke & Janie – Mennoniten in den USA, 03.07.2012

Katharina M.

Am heutigen Abend trafen wir uns in der Kapelle um einem Vortrag von unseren Mitbewohnern Janie und Luke zu hören. Normalerweise haben wir häufig das Thema „Studierende über ihr Land“. In diesem Fall erzählte uns das amerikanische Ehepaar aber von ihrer Konfession und deren Situation in den USA.

Wer sind die Mennoniten?

Die Geschichte der Mennoniten beginnt in Deutschland mit Luther und der Reformation beziehungsweise mit Zwingli und der Reformation in der Schweiz. Hier entstand auch die Täuferbewegung, zu der sich die Mennoniten zählen.

Die Mennoniten vertreten im Gegensatz zu den anderen Reformatoren die Ansicht, dass die Kindstaufe keine Gültigkeit besitzt.

Für was stehen die Mennoniten?

Das alltägliche Leben ist geprägt von der Vorstellung, dass jede Form von Konsum von der Nachricht Jesu abweicht. Diese lautet gemäß der Bergpredigt „Einfachheit“, das heißt also ein einfaches Leben ohne Luxus und Überfluss zu führen. Ein weiteres zentrales Element des Glaubens ist der Pazifismus. So steckte zum Beispiel der Präsident der Mennoniten einen „Peace-Button“ an das Jackett des iranischen Präsidenten Ahmadinedschad. Die Mennoniten engagieren sich demnach sehr stark für Frieden was man zum Beispiel an den „Peacemaker-Teams“ (Gruppe von Mennoniten, die Aktionen für den Frieden planen) sehen kann. In diesem Rahmen stellte sich zum Beispiel ein

amerikanischer Farmer vor einen Panzer, um diesen aufzuhalten. Janie und Luke betonten diesen Aspekt mennonitischen Lebens, da der Pazifismus sowohl für traditionell lebende Mennoniten, als auch für die liberaler geprägten Gemeinden von zentraler Rolle ist.

Die mennonitischen Frauen setzen sich sehr häufig zusammen und nähen riesige Quilts, die für viel Geld verkauft werden. Der Erlös wird ganz im biblischen Sinne an Ärmere gegeben.

Ein weiteres großes Engagement sind die Fair Trade Stores, wo besonders wert auf faires gerechtes Wirtschaften gelegt wird. Alle weiteren dogmatischen Grundsätze werden nicht zentral festgehalten, es gibt also nicht *die* theologische Ausrichtung, da viele einzelne Grundsätze von den kleinen mennonitischen Gemeinden für sich selbst getroffen werden; man kann also von einer großen Vielfalt sprechen. Mennoniten leben in den USA, aber auch in Südamerika und Russland.

Schon während des Vortrags kamen spannende Fragen auf, so zum Beispiel, ob die Mennoniten ihre Kinder in die öffentlichen Schulen schicken. Auch hier verwiesen Janie und Luke auf die Unterschiedlichkeit der einzelnen Gemeinden. Die Mehrheit lebt wohl sehr traditionell und abgeschieden von dem „Weltlichen.“ Es gibt aber auch sehr liberale Gemeinden, wie die von Janie und Luke. Themen wie die Homosexuellenehe, Feminismus spalten auch die mennonitische Kirche und sorgen für scharfe Diskussionen, vor allem in der letzten Zeit.

Ein Problem, das angesprochen wurde ist, dass es in der letzten Zeit immer häufiger zu einer Vermarktung der Mennoniten gekommen ist. So gibt es zum Beispiel einen „Menno Tea“ der biologischen, moralischen Anbau garantieren soll. (Aber durch die Massenvermarktung bleibt die Frage, ist er das noch?)



Am Ende gab es noch ein schönes Quiz zu den Mennoniten, dessen Gewinner stolzer Besitzer eines Bier-Sixers geworden ist.

Abschließend sollte man noch ergänzen, dass das Ök nicht zum ersten Mal von den Mennoniten hört, denn es gab ja auch einmal einen ehemaligen Studienleiter „Fernando Enns“, der ebenfalls Mennonit ist.

**Prof. Dr. Volker Haas: Vereinbarkeit von Strafrecht und christlichem Glauben,
12.07.2012**

Christoph Hammann

Herr Professor Haas absolvierte nach einem Studium der Logik und Sprachphilosophie in Saarbrücken das Studium der Rechtswissenschaften in Tübingen, wo er recht schnell schon während des Studiums an einen strafrechtlichen Lehrstuhl kam. Daraufhin ging er nach Göttingen und kam, nach einem Jahr Lehrstuhlvertretung in Marburg, auf einen Heidelberger Lehrstuhl für Rechtswissenschaften.

Herr Haas stellt einen Fall vor und sagt, wie man den Täter des Deliktes einst behandelt hätte und wie er heute behandelt werden würde. Der Mann T. wird beständig von seinem Vater missbraucht, kann aber dennoch eine halbwegs bürgerliche Existenz führen. Einmal sieht er einen Knaben allein; er führt ihn weg und missbraucht diesen.

Während des 13. Jahrhunderts hat sich langsam das Öffentliche Strafrecht entwickelt. Durch dieses konnten Täter öffentlich, vor einem Forum, zur Rechenschaft gezogen werden. Delikte wurden als Missetat, als Sünde gegen Gott, verstanden. Dadurch konnte Schuld entstehen. Das Recht war damals von der theozentrischen Weltansicht beeinflusst. Die Beziehung des allgemeinen Rechtes auf Gott dauerte bis ins 17. Jahrhundert an. Missetaten und deren Strafe wurden auf den Zorn Gottes zurückgeführt. Selbst bei Kant ist das theozentrische Strafelement des religiösen Tilgens der Blutschuld vorhanden.

Diese theozentrische Strafauffassung hatte bestimmte Folgen gezeitigt. Zum Beispiel gingen damit Inquisitionsprozesse einher. Diese wurden ohne Ankläger von Richtern in die Wege geleitet. Nach Feststellung des Tatverdachts (*corpus delicti*) konnte der spezielle Vorgang der Inquisition beginnen. Zum Feststellen der Schuld gab es entweder die Möglichkeit, zwei Zeugen heranzuziehen oder ein Geständnis dem unter Verdacht Stehenden durch Folter abzurufen. Dieses Geständnis wurde als Reue aufgefasst, ohne welche die Seelenheil des Täters nach damaligem Verständnis nicht hätte erreicht werden können. Der Richter war so etwas wie der Stellvertreter Gottes, der Vollstrecker des göttlichen Willens. Nach Feststellung der Schuld wurde der Stab über dem Missetäter gebrochen, womit dieser aus der Rechtsgemeinschaft ausgeschlossen wurde. Dieser Ausschluss war fast eine religiöse Sühnefeier.

Bis ins 18. Jahrhundert wäre der Missetäter der Tortur ausgesetzt und gerädert worden. Heute käme eine Folter nicht mehr in Frage. Sie ist nach dem StGB eine unzulässige Vernehmungsmethode.

Das heutige Strafrecht ist kein theozentrisches mehr sondern ein säkularisiertes. Den Ausschluss eines Missetäters aus der Rechtsgemeinschaft gibt es nicht mehr. Das ist in der amerikanischen Verfassung anders, insofern die Todesstrafe den massivsten Ausschluss aus der Rechtsgemeinschaft darstellt. Nach unserer Verfassung können dem Täter das Leben und der Anspruch auf Leben nicht genommen werden. Er hat, egal

welche Tat er verübt haben mag, Anspruch auf ein würdevolles Leben.

Die These, die Herr Professor Haas vertritt, ist die, dass das Strafrecht heute viel christlicher ist als vielleicht noch im Mittelalter, da das Christentum auch den Prozess der Aufklärung durchgemacht hat und heute nicht mehr von Torturen und Drangsal gekennzeichnet ist.

Eine Frage, die von den Studierenden gestellt wurde, bezog sich auf das Verhältnis zwischen deutschem und amerikanischem Strafrecht: Kann nicht auch die lebenslange Freiheitsstrafe als Ausschluss aus dem Rechtswesen gewertet werden?

In einer weiteren Frage ging es um die Härte der Strafen für Pädophilie. Eine Studierende äußerte die Meinung, unser Strafrecht sei gegenüber pädophilen Tätern zu weichlich und lasse Rückfällige zu Unrecht zu schnell aus der Haft mit z.T. schlechten Gründen. Daraufhin antwortete Herr Haas, das treffe nicht in dieser Weise zu, da das Strafrecht in letzter Zeit (letzte 15 Jahre) durchaus verschärft worden sei. Ein Studierender sagte außerdem, wir neigten dazu, Pädophile zu monströsen Menschen zu machen und sie zu vorschnell zu diskreditieren.



Mitgliederversammlung am 8. Juli 2012

Studienfahrt 2012 nach Wien

Christoph Hammann

In diesem Sommersemester führte uns die alljährliche Studienfahrt des Ökumenischen Wohnheims in die schöne österreichische Landeshauptstadt an der Donau, nach Wien. Glücklicherweise konnten wir Ökis schon am Donnerstagabend des Pfingstweekendes aufbrechen, um dann, am Freitagmorgen angekommen, insgesamt etwas länger in Wien bleiben zu können.



Natürlich hieß es nach der Ankunft erst einmal, unsere Zimmer zu entdecken und von der schlafarmen Nacht im Bus etwas auszuspannen, doch dann wollten wir endlich die Stadt unsicher machen. Es ging also unter der kundigen Führung unseres Studienleiters, Fabian Kliesch, der in seiner Zeit als Öki selbst schon mal an einer Wien-Fahrt teilgenommen hatte, seiner Frau Kathrin und seinen beiden Kindern Jonathan und Rebekka, los in die Innenstadt Wiens, wo uns vor allem das Volkstheater, das Österreichische Parlament, aber auch die vielen grünen Parks beeindruckten. Von einer dieser Ruheoasen in der Nähe der erhabenen Votivkirche machten wir uns dann in Kleingruppen auf, um noch mehr von der Innenstadt zu sehen. Highlights waren hier vor allem der Ste-

phansdom, dessen Innenraum von bunten Lichtfassaden durchflutet war, das Kaffee-Trinken und das Leberkäs-Essen auf dem Domplatz, zudem eine wenig bekannte aber durchaus sehenswerte orthodoxe Kirche, in der zufällig gerade eine Taufe stattfand, und der Donau-Kanal, an dessen Ufer wir Rast machen und einen eher wenig erhebenden Blick auf die dortigen Betonmauern werfen konnten. Abends waren dann ein Besuch im urigen Restaurant „Gastl“, wo uns leckeres, typisch österreichisches Essen serviert wurde, und eine Nachttour in die Nähe des berühmten Naschmarkts angesagt – und in angeheiterter Stimmung sind wir danach in unsere Betten gefallen.



Was uns auf unserer Fahrt ungemein half, war der glückliche Umstand, eine Wienerin namens Clarissa an unserer Seite zu haben, die selbst schon einmal einige Semester in Heidelberg Theologie studiert und in dieser Zeit auch im Ökumenischen Wohnheim gelebt hat. Nicht nur die Informationen, die sie uns zu Wien und zur dort gepflegten Lebensart gegeben hat, sondern auch die „kleinen“ Hinweise waren für uns goldwert. So wusste sie z.B. zu sagen, wo man in der Innenstadt am besten Eis essen kann, was wir dann natürlich gerne taten und so in den Genuss himmlisch schmeckender Nougat-Eiscreme kamen. Zusammen mit einer anderen Theologiestudentin hat Clarissa mit uns dann am Samstag morgen auch eine Stadtführung durch Wien gemacht, die unsere ersten Erkundungen am Tag zuvor natürlich weit übertraf und die uns mit so wichtigen Stationen wie der ehrwürdigen Wiener Universität, der Hofburg, der Hofreitschule und dem Burgtheater bekannt machte.



In dieses Burgtheater führte uns dann unser Weg am Samstagabend, zur Aufführung des mitreißenden Stücks „Prof. Bernhardt“, das dem Publikum von den Schauspielerinnen und Schauspielern sehr lebensnah und realistisch nahegebracht wurde und welches die in Wien schon lange vor der NS-Zeit herrschende Judenfeindlichkeit thematisierte. Beeindruckend waren für uns allein schon das prachtvolle Treppenhaus des berühmten Burgtheaters und sein großer Innenraum. Für einige von uns ging es nach diesem ‚Thriller‘ wieder ins Wiener Nachtleben, andere spielten dann im Hotel viele ausgiebige und spaßige Runden Kicker.

Am Sonntag besuchten wir vormittags die katholische Messe in der Augustinerkirche in der Nähe der Hofburg. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, und uns gefielen besonders die Lieder und die Predigt des Priesters gut. Von dort aus ging es direkt weiter: Wir wurden nämlich von unserem immer zuverlässigen, netten und nicht aus der Ruhe zu bringenden Busfahrer an den Fuß des Kahlenbergs etwas außerhalb der Stadt gefahren und machten uns von dort aus an den Aufstieg. Zwischendurch war natürlich Zeit für's Picknick und für lustige Spiele mit Jonathan und Rebekka, und als wir am Gipfel bei strahlendem Sonnenschein angelangt waren, waren wir froh, uns mit Kaffee oder Cappuccino eindecken zu können und einen wunderbaren Blick auf's im Tal gelegene und vom Kahlenberg fast wie eine Spielstadt anmutende Wien zu haben.

Generell hatten wir mit dem stets sonnigen Wetter unheimliches Glück; es war weder zu kalt noch zu heiß, und bis spät in die Nacht konnte man seine Zeit (z.B. bei einem

schönen Kalbsschnitzel) draußen sitzend verbringen. Der Regen kam erst am Montag, aber auch hier hatten wir Glück, da wir vorher noch einen Ausflug zum Schloss Schönbrunn machen konnten, in welchem bekanntlich die Kaiserin Elisabeth („Sissi“) gewohnt hatte und das seit 1996 Teil des UNESCO-Weltkulturerbes ist. Die Führung durch das imposante Schloss konnten wir mit einem Audio-Gerät machen, das uns mit den verschiedenen Räumen, den Sälen und der luxuriösen Wohneinrichtung vertraut machte. Sehenswert war außer den Innenräumen des Schlosses auch der Schlossgarten von Schönbrunn.



Mit dem beginnenden Regen kam um die Mittagszeit auch unser Heimweh nach Heidelberg wieder auf, und nach einer amüsanten Busfahrt kamen wir abends am Pfingstmontag wohlbehalten wieder von dieser rundum schönen Studienfahrt nach Wien im "Ök" an.



Eröffnungswochenende zum Sommersemester 2012 in Stuttgart



Hinten, v.L.: Luke Beck Kreider, Richard Bläse, Tobias Löffler, Max Noak, Sarah Riedel,
Selma Dorn, Ex-Öki Christoph Bahret, Simon Kirchner, Benedikt Englert
Mitte: Janie Beck Kreider Anna Habermann, Dascha Vdovina, David Vogel,
Christoph Hamann, Matteo Tubiana
Vorn: Min Hua Jing, Katharina Simunovic, Hiroko Yamayoshi, Carolin Schmelas,
Tina Tarnowski, Kim Güler, Thu Huong Ngyen, Marina von Ameln
Ganz vorn: Familie Kliesch



Sarah Riedel, Carolin Schmelas, David Vogel, Kim Güler
auf der Fahrt nach Stuttgart



und Tina Tarnowski, Tutor Tobias Löffler und Rebekka Kliesch
auch in der S-Bahn nach Stuttgart

Eröffnungswochenende zum Wintersemester 2012/13

Katharina Simunovic

Traditionell am ersten Wochenende des Semesters hatten auch dieses Mal die 11 Neu-Ökis und die 14 mehr oder weniger alteingesessenen Ök-Bewohner die Gelegenheit sich kennenzulernen. Wir entschlossen uns dazu in Heidelberg zu bleiben, schließlich ist der Herbst eine der schönsten Jahreszeiten in der Neckarstadt.



Judit Feser, Laura Dittrich, Leonard Ernst, Elisabeth Rauh, Fabian Kliesch

Mit Pizzabrötchen gestärkt machten sich die 25 Bewohner erst einmal daran, Haus und Hof vom Keller bis zum Dach auf Vordermann zu bringen und die unvermeidlichen Spuren der Semesterferien zu beseitigen. Nach getaner Arbeit konnte schließlich zum gemütlichen Teil des Abends übergegangen werden. Mit einer Feuerzangenbowle wurde das Wintersemester endgültig eröffnet.

Nach dem gemeinsamen Frühstück brachen wir schließlich zu einer Wanderung auf. Der goldene Oktober zeigte sich von seiner besten Seite. Frisch gebackene Heidelberger bewunderten ihre neue Wahlheimat und wer schon länger hier weilte, erfreute sich wieder einmal der herbstlich bunten Hügel im Sonnenschein. Über den Schlangenweg ging es zum Philosophenweg bis zum Stift Neuburg. Vor der Kirche machten wir eine Mittagspause. Müde Wanderer hielten eine kurze Siesta auf der Wiese vor der Kirche, besichtigungswillige warfen einen Blick in die Kirche und einen Volleyball hatten wir selbstverständlich auch nicht vergessen.



Bevor wir zurück zum Ök aufbrechen, versorgte man sich noch zum Teil mit Wegzehrung für den Heimweg. Maronensammelnd und Herbstgedichte rezitierend ging es zurück.



Sarah Riedel und Selma Dorn

Aktivitäten im Heim

Erschöpft und hungrig kamen wir zuhause an. Der allgemeine Ermattungszustand änderte sich aber schnell: Nach einem Mittagsschlaf und Spätzle aus der Sudpfanne waren alte Lebensgeister geweckt, sodass der Abend nach altbekannter fröhlicher Art begangen werden konnte. Zunächst lösten wir erfolgreich eine vom Studienleiter gestellte Gruppenaufgabe. Beim anschließenden „Angeberspiel“ traten jedoch schließlich drei kampfeslustige und siegeswillige Gruppen gegeneinander an – bereit den größten Angeber des Wohnheims ausfindig zu machen. Wassereimer wurden gestemmt, Knoten in Rekordzeit geknüpft, Mumien ver mummt und Kleider aneinander gekettet. Gewinner wurde zwar ermittelt, Erkenntnis des Abends war jedoch trotz allem: angeben können alle Ökis fast gleich gut. Mit Wein und Musik ließ man den Tag ausklingen.

Zum Abschluss des gelungenen gemeinsamen Wochenendes gingen wir in den Semesteröffnungsgottesdienst in der Peterskirche.



Sozialprojekt im Sommersemester 2012

In diesem Semester entschlossen wir uns ein Projekt in Afghanistan beziehungsweise Pakistan zu unterstützen.

Die Familie Erös leistet seit über 20 Jahren Entwicklungsarbeit im Südosten Afghanistans und dem angrenzenden afghanisch-bewohnten Gebiet in Pakistan, vor allem in

Peschawar. Reinhard und Anette Erös bezeichnen ihre Arbeit selbst auch gerne als „Krieg mit Bleistift und Heft“, denn sie setzen sich vor allem für Bildung von Mädchen und Frauen ein. Zu diesem Zweck haben die Erös' schon über 10 „Friedensschulen“ geöffnet. Dabei versuchen sie den Afghanen ihre Unabhängigkeit zu lassen und gleichzeitig Arbeitsplätze zu schaffen, da vom Bau der Schule bis hin zum Unterricht nur Afghanen, vor allem Frauen, eingestellt werden. Dies ist auch der Grund, warum die Schulen, im Gegensatz zu der Entwicklungshilfe vieler anderer Organisationen in der afghanischen Bevölkerung einen starken Rückhalt findet. Selbst zur Zeit der Taliban konnten die Erös' Mädchenschulen eröffnen, da sie immer mit den Afghanen zusammen arbeiteten und nicht über sie hinweg.

Das konkrete Projekt, das wir unterstützten, ist eines, das sehr gut zu den Grundsätzen unseres Hauses passt: Ein ökumenisches beziehungsweise religionsübergreifendes. Gleichsam ist es in Afghanistan wohl auch das einzige: Zusammen mit einem katholischen Priester lässt die Familie Erös eine neue Friedensschule in Peschawar errichten. Das Besondere: in dieser Schule sollen sowohl muslimische als auch die Minderheit der in Peschawar lebenden christlichen Kinder unterrichtet werden. Seit langer Zeit ist diese Schule wieder ein Versuch die Christen und Muslime der Region näher zusammenzuführen. Die Einweihung der Schule soll planmäßig Anfang Dezember stattfinden.

Wir bedanken uns bei allen für das beim Sommerfest gespendete Geld in Höhe von 330 €, mit dem die Schule unter anderem mit Stiften, Tafeln, Heften und Tischen ausgestattet werden soll.



Gottesdienst zur Einführung von Fabian Kliesch als Studienleiter





Am 11.11.2012 fand in der Peterskirche Heidelberg ein Gottesdienst statt, in dem Fabian Kliesch als Studienleiter des Ökumenischen Wohnheims eingeführt wurde. Aktuelle und ehemalige Bewohnerinnen und Bewohner haben mitgewirkt, einen Sektempfang ausgerichtet und zu einem schönen Fest beigetragen.



Drei Vorstände: Helmut Zappe (m),
 der Vorgänger, Fabian Kliesch (l),
 der Nachfolger und jetzige
 Vorsitzende und Heidrun Mader,
 die Stellvertreterin von beiden

Die jüngsten Heimbewohner



Vorstand

Dr. Fabian Kliesch – Vorsitzender
 Plankengasse 1-3
 69117 Heidelberg
 06221-3279971
 fabian.kliesch@oek.uni-heidelberg.de

N.N. – Schriftführer

Dr. Heidrun Mader – Stellv. Vorsitzende
 Kastellweg 12
 69120 Heidelberg
 06221-7275084
 heidrun.mader@wts.uni-heidelberg.de

Marlinang Lienhart – Kassenführerin
 Rohrbacher Str. 44
 69115 Heidelberg
 06221-654354
 Marlinang@web.de

Vier Bitten an alle Mitglieder!

1. Bitte überprüfen Sie die Angaben des Mitglieder-Verzeichnisses in der jetzigen Ausgabe der Oecumenica auf **Aktualität** und **Richtigkeit**. Sollten Änderungen nötig sein, teilen Sie diese bitte unserer Schriftführerin mit.

2. Überprüfen Sie bitte, ob nicht eine **Einzugsermächtigung** ihr Gedächtnis und ihre Arbeit erleichtern würde. Falls ja, geben Sie unserer Kassenführerin eine Einzugsermächtigung. – Vielen Dank! (Formular nächste Seite)

Wenn Sie selbst überweisen möchten, bitten wir darum, dass Sie einen **Dauerauftrag** bei Ihrer Bank einrichten. Das erleichtert Ihr Gedächtnis und die Kassenführerin bei der Überprüfung der Überweisung.

Für **Überweisungen** aus dem **Ausland**:

IBAN: DE63 6601 0075 0177 6227 50 oder BIC: PBNKDEFF

3. Sollten **Änderungen** nötig sein, teilen Sie diese bitte mit:

Per E-Mail an: freundeskreis@oek.uni-heidelberg.de - oder schriftlich an:
 Freundeskreis des Ökumenisches Institut und Wohnheims, Plankengasse 1-3,
 69117 Heidelberg

4. **Spenden** sind immer willkommen und werden dringend benötigt. Das Spendenkonto lautet 177 622-750 bei der Postbank Karlsruhe BLZ 660 100 75. Wir bedanken uns!

Collegium Oecumenicum
Freundeskreis des Ökumenischen Instituts
und Wohnheims für Studierende
der Universität Heidelberg e.V.

Beitrittserklärung / Einzugsermächtigung

Ich erkläre mich mit den Zielen des Vereins einverstanden und trete dem Verein bei. Ich bitte, den Mitgliedsbeitrag bis auf Widerruf von meinem Konto einzuziehen. Als Jahresbeitrag soll gelten: 13 € für Studierende; 30 €, 40 €, 50 € oder _____ € (bitte unterstreichen oder anderweitig kenntlich machen).

Die Vereinszeitschrift *Oecumenica* möchte ich digital über die unten stehende E-Mail-Adresse / als gedrucktes Heft beziehen. (Bitte nicht Zutreffendes strechen.)

Name: _____

Straße, Hausnr.: _____

PLZ/Ort/Land: _____

E-Mail: _____

Tel.: _____

Studienfach, Beruf: _____

Wohnzeit im Heim: _____

Konto-Nr.: _____ BLZ: _____

Geldinstitut: _____

Teilen Sie uns Änderungen Ihrer Bankverbindung bitte mit, da sonst unnötige Gebühren anfallen. Es besteht für das kontoführende Geldinstitut keine Verpflichtung zur Einlösung.

Ort, Datum _____ Unterschrift: _____

Bitte an die Kassenführerin per Post oder E-Mail senden (Adresse vorherige Seite).